

Bernard Gesinas

Die Mango seines Lebens

Roman

GESINAS Verlag

Gorom-Gorom

»Kommt bitte, ich zeige euch Gorom-Gorom«, rief der Junge einem Touristenpaar zu, das sich gerade mit einer Händlerin über den Preis eines farbenfrohen Gewandes unterhielt.

»Kommt doch bitte«, rief er mit unsicherer Stimme. Das Touristenpaar jedoch ignorierte ihn, denn er war nicht der Einzige auf dem Marktplatz, der lauthals schrie, um eine Ware oder Dienstleistung anzubieten.

In Gorom-Gorom fand heute, wie an jedem Donnerstag, der große Markt statt. Händler strömten aus den umliegenden Regionen herbei, um ihre bunten Stoffe, ihre kunstvoll geflochtenen Strohmatte und vielerlei andere Gegenstände zu verkaufen.

Aber der Junge gab nicht auf. Er versuchte, noch lauter zu rufen: »Kommt, ich zeige euch Sehenswürdigkeiten, die ihr sonst niemals finden würdet.«

»Was willst du uns denn zeigen?« fragte die schlanke und hochgewachsene Frau mittleren Alters mit einem freundlichen Lächeln.

Der Junge wurde verlegen, als ob er sich die Antwort hierzu noch überlegen müsste. Mit seinem Fuß zeichnete er eine Figur in den Sand, die mit etwas Phantasie wie ein Dinosaurier aussah.

»Willst du uns eine archäologische Rarität zeigen?« fragte die Frau weiter, während sie interessiert das Treiben des Jungen beobachtete.

Der Junge mit seinen lebhaften dunklen Augen wurde durch diese Frage noch unsicherer und als er seinen Mund öffnete, um zu antworten, kamen nur einzelne Laute heraus, die aber keinen Sinn ergaben.

Die Frau, sie trug ein bodenlanges weißes Kleid, wandte sich von dem Jungen ab und richtete ihre Aufmerksamkeit wieder dem Marktstand zu, an dem sie sich ein blaues Gewand anschaute, das sie zuvor bei einem Tuareg gesehen hatte.

»Wollen wir es kaufen?« fragte sie den Mann an ihrer Seite in einer Vertrautheit, wie man etwas zu einem Partner oder Ehemann zu sagen pflegt.

Der Mann wischte sich den Schweiß von der Stirn, murmelte etwas Unverständliches vor sich hin und drehte sich mit einem genervten Gesichtsausdruck um. Sein weißes Hemd strahlte in der Sonne und stellte einen auffälligen Kontrast zu seiner roten Hose dar. Er hatte sich offensichtlich mehrere Tage nicht rasiert, denn in seinen Bartstoppeln hatte sich der Sand der Wüste verfangen.

»Mach doch«, hörte man ihn murmeln, bevor er sich, lustlos an den benachbarten Marktständen vorbeisclendernd, von der Frau entfernte. Sie sah ihm nach, schien für einige Momente unsicher zu sein und betrachtete kritisch das blaue Gewand,

bevor sie es der Händlerin mit einem Achselzucken in die Hand zurückgab und mit verspannter Mimik ihrem Mann folgte. Dicht auf ihren Fersen folgte wiederum der Junge, der sich mit der rechten Hand über sein kurz geschorenes Haar strich, als suche er immer noch nach einer Antwort auf die Frage der Frau.

»Ich zeige euch die schönsten Orte in Gorom-Gorom«, hörte man den Jungen erneut sagen, dieses Mal in einem Ton, der viel selbstsicherer war. »Ich zeige euch Dinge, die ihr sonst nie sehen würdet.«

Die Frau blieb stehen und musterte den Jungen. Mit seiner kurzen grünen Hose und einem hellbraunen, offenen Hemd sah er nicht gerade wie ein typischer Reiseführer aus.

»Du bist ja hartnäckig, wie heißt du eigentlich?« fragte sie.

»Amadou«, antwortete der Junge, hob dabei stolz seinen Kopf und erklärte: »Ich kenne diese Stadt sehr gut.«

»Lieber Amadou«, erwiderte die Frau. »Das glaube ich dir. Ich finde es sehr gut und sehr lieb von dir, dass du uns die Stadt zeigen willst. Aber wir haben uns schon den großen Markt angesehen und sind jetzt ganz erschöpft.« Dabei blickte sie in die Richtung, die ihr Mann eingeschlagen hatte. Dieser drehte sich plötzlich um und ging sichtlich genervt mit schnellen Schritten so auf den Jungen

zu, als wolle er ihn von seiner Gefährtin verschrecken.

»Schau, Richard«, sagte sie hastig zu ihrem Mann, als sie ihn in leicht aggressiver Haltung auf den Jungen zugehen sah. »Das ist Amadou. Er will uns die Stadt zeigen. Vielleicht kennt er einen schönen Platz, an dem wir im Schatten sitzen und etwas trinken können oder ein Geschäft, in dem wir vielleicht etwas finden, was zu kaufen sich lohnt.«

Richard hielt inne, musterte Amadou von oben bis unten, lachte, griff in seine Tasche und holte einige Münzen heraus, welche er Amadou in die Hand drückte.

»Komm, nimm das Geld hier und verschwinde.« Dabei machte er mit seiner Hand eine Geste, als wolle er Amadou fortjagen.

»Liebe Laurette, lass uns doch lieber ins Hotel gehen«, sagte er zu seiner Frau, nahm sie an die Hand und zog sie ein wenig zu sich heran. »Ich fühle mich nicht so gut. Irgendwas stimmt mit meinem Magen nicht.«

»Ach schade«, erwiderte Laurette. »Ich war doch so gespannt, was uns Amadou zeigen wollte.«

Ihr Gesicht strahlte plötzlich so frisch und sie wirkte so neugierig. Richard hingegen, der sichtlich älter als 60 Jahre war, signalisierte mit einer abweisenden Handbewegung, dass er immer noch

kein Interesse an einer geführten Stadtbesichtigung hatte.

»Wir können uns auf dem Weg zum Hotel von Amadou die Altstadt zeigen lassen«, schlug sie vor und ging ein paar Schritte auf den Jungen zu, der mit dem Geld in der Hand wie versteinert dastand.

»Also lieber Amadou, sag mal, was kannst du uns zeigen?« fragte sie und schaute tief in seine dunklen Augen. Amadou schien überrascht zu sein, gerade so, als hätte er nicht damit gerechnet, als Reiseführer akzeptiert zu werden. Auch war er unschlüssig, was er mit dem Geld von Richard machen sollte. Ein paar Sekunden schaute er schüchtern auf den Boden, dann sprang er urplötzlich an Laurette vorbei auf Richard los und hielt ihm das Geld vor dessen Bauch.

»Ich will kein Geld«, rief er. Seine Stimme war jetzt noch kräftiger und er schaute Richard mit stolzem Blick an, während er sagte: »Ich will keine Almosen!«

Richard erschrak. Während der mehrwöchigen Reise durch Afrika hatten er und Laurette mehrere Länder durchreist und waren nicht selten von bettelnden Kindern angesprochen worden. Wie glücklich waren diese gewesen, wenn Richard ihnen etwas Geld gab. Aber dass ein Kind das Geld wieder zurückgeben wollte, das hatten sie bisher noch nicht erlebt. Das irritierte ihn.

Gerade wollte er dem Jungen sagen, dass er das Geld ruhig behalten könne, als Amadou seine rechte Hand ergriff und ihm das Geld mit aller Wucht in die Handfläche schlug, so dass Richard diese samt Geld mit einem Ruck zurückzog.

»Hey, was soll das?« entglitt es ihm, aber Amadou antwortete nicht. Er drehte sich mit stolzem Blick um und lief so schnell er konnte davon. Nach wenigen Augenblicken war er inmitten der Menschenmenge auf dem Markt verschwunden.

Mahamadou

»Diese Gegend hat etwas Magisches an sich«, sagte Laurette zu Richard, als sie das Hotel erreichten. »Trockenheit, Sandstürme, Wasserknappheit und eine karge Landschaft auf der einen Seite, auf der anderen Seite die farbenfrohen Tücher, die Menschen verschiedener Völker auf dem Markt, die eine Vielfalt von Sprachen sprechen und aus den unterschiedlichsten Kulturen kommen. Ich bin so froh und glücklich, dass wir gemeinsam hierher gereist sind.«

Sie blickte dabei liebevoll zu Richard hoch, der Laurette um mindestens zwei Kopfängen überragte.

»Du wirkst so erschöpft, geht es dir nicht gut?« fragte sie besorgt.

»Es geht schon«, antwortete er und schaute sie ebenso liebevoll an. »Ich denke an den Jungen. Wie war noch einmal sein Name?«

»Amadou«, sagte Laurette mit einem leicht vorwurfsvollen Blick, als wolle sie ihn fragen, wieso er sich nicht einmal einen Namen merken könne.

»Ja richtig, Amadou«, erwiderte Richard, der den Blick seiner Frau schon richtig interpretiert hatte. »Was für ein seltsamer Junge.«

»Eher ein interessanter und vor allem aufgeweckter Junge«, entgegnete Laurette.

»Ja, Frau Lehrerin, ein aufgeweckter geheimnisvoller Junge.«

Laurette stieß ihren Mann mit einem leichten Faustschlag in die Seite. Als „*Frau Lehrerin*“ angesprochen zu werden, das mochte sie überhaupt nicht. Doch Richard neigte dazu, insbesondere dann, wenn er sich von ihr zu sehr belehrt fühlte. Schweigend betraten sie das Hotelzimmer und öffneten die Fenster, um frische Luft hinein zu lassen. Von unten erschallte ein Stimmenwirrwarr vom Markt und aus den Gassen herauf.

»Wie schön wäre es, wenn wir länger hier bleiben könnten«, sagte Laurette ganz leise. »Wenn wir nicht auf einer schnellen Durchreise wären, sondern einen tieferen Einblick in die Welt der hier lebenden Menschen bekommen könnten.«

Richard nickte nur, legte sich auf das Bett, entspannte sich und schlief kurze Zeit später ein.

Es war schon später Nachmittag, als Laurette und Richard, mittlerweile frisch gekleidet und gut erholt, aus dem Hotel traten. Sie wollten die Zeit des Sonnenuntergangs nutzen, um etwas mehr von der Altstadt zu sehen. Anders als viele Touristen genossen sie es, abseits von den üblichen Routen durch die Orte zu gehen, auch wenn dies gegen die Abendstunden durchaus gefährlich sein konnte.

Richard hatte an der Hotelrezeption nachgefragt, wo es Süßigkeiten zu kaufen gäbe und hatte

sich, zur Verwunderung von Laurette, in einem Geschäft mit allerlei Leckereien eingedeckt.

»Du willst doch nicht so viel davon essen, oder? Denk an deinen empfindlichen Magen und denk an deinen wohlgeformten Bauch, der wird dann größer und größer«, scherzte sie und zeigte auf seinen Bauch.

»Die Bonbons sind für die Kinder«, entgegnete Richard schmunzelnd. »Etwas davon würde ich allerdings schon gerne selbst probieren.«

In der Nähe des Marktes sahen sie eine Gruppe spielender Kinder. Sie gingen zu ihnen und boten ihnen die Süßigkeiten an. Natürlich waren die Kinder begeistert und Richard verteilte mit Freude die Leckereien. Als sie sich von ihnen entfernten, hörten sie die Kinder »barka barka« rufen, was »danke, danke« bedeutet. Laurette schaute sich nochmals um, als sie den Platz verlassen wollten. Einige Kinder stritten sich um die Süßigkeiten, es wurde getauscht und auch lautstark diskutiert. Insgesamt hatten sie viele Kinder glücklich gemacht, wenn auch nur für kurze Zeit, das war beiden bewusst. Nur ein Kind stand etwas abseits und hatte keine Süßigkeiten abbekommen. Laurette erkannte den Jungen sofort.

»Schau Richard, dort drüben ist Amadou.« Sie blieben stehen und schauten zu dem Jungen, der sie ebenfalls beobachtete.

»Amadou, komm zu uns«, rief Richard. »Zeig uns dein Gorom-Gorom.«

Daraufhin lief Amadou lachend auf Laurette und Richard zu.

»Lass uns in die Gasse da hinten gehen«, war seine erste Empfehlung als Reiseführer. Mit schnellen Schritten lief er zu einem Geschäft, in dem Strohmatte, sogenannte Sekos, angeboten wurden, während Laurette und Richard versuchten, ihm zu folgen.

Laurette blieb an einem Stand mit Töpferwaren stehen und schaute sich entzückt die vielen farbenfrohen Modelle an. Sie wurde sofort von mehreren Frauen umlagert, die ihr, mit für sie unverständlichen Worten, wunderschöne Krüge anboten.

»Amadou, sag ihnen bitte, wie schön die Krüge sind. Es sind wahre Kunstwerke, aber wir können sie nicht nach Frankreich mitnehmen, denn in unseren Reisekoffern haben wir keinen Platz mehr dafür.«

Amadou sagte ein paar Worte zu den Frauen, die sich darüber zu freuen schienen, dass Laurette Freude an den Krügen fand, aber wohl auch bedauerten, kein Geschäft mit ihr machen zu können.

»Das sind Bellas. Sie sind Meister der Töpferei«, sagte Amadou und sein Gesicht erstrahlte, als Richard ihm anerkennend auf die Schulter klopfte.

Gorom-Gorom gilt als Tor zur Sahel und hat eine herrliche Altstadt, von der Amadou ihnen mit großer Begeisterung die Sehenswürdigkeiten zeig-

te, die er für wichtig hielt. Laurette nutzte die Gelegenheit, um einige Gebäude zu fotografieren.

»Kannst du uns noch etwas anderes zeigen?« fragte Laurette ihn. »Wo wohnst du denn?«

Amadou schaute irritiert zu ihr hoch und sagte: »Dort, wo ich wohne, da gibt es nichts Besonderes zu sehen.«

»Doch, Amadou, glaub mir, uns interessiert sehr wohl, wo und wie du lebst. Von der Altstadt haben wir genug gesehen, das reicht uns völlig. Zeig uns doch, wie es sich hier so lebt«, sagte sie und schaute ihn dabei liebevoll an.

Amadou war zunächst etwas unsicher, doch nach einer kurzen Bedenkzeit führte er Laurette und Richard durch eine Gasse, in der Frauen hauptsächlich Hirse, Sorgho, Bohnen und Mais anboten.

»Ich habe nur eine sehr kleine Familie«, sagte er, als sie am Ortsrand auf ein kleines Haus aus Lehm zugingen. »Daheim sind nur mein Vater und mein Großvater. Meine Großmutter ist sicherlich noch auf dem Markt.«

»Und wo ist deine Mutter?« wollte Laurette wissen.

»Meine Mutter ist kurz nach meiner Geburt gestorben«, sagte Amadou und schaute Laurette dabei traurig an.

Als sie das Tor öffneten, welches einen Durchgang durch die das Grundstück umgebende Mauer bot, sah Laurette zunächst einen alten Mann unter

einem Baum sitzen, der leise auf einer Trommel spielte.

»Das ist mein Großvater, Mahamadou Quédraogo«, sagte Amadou zu Laurette und Richard.

Der alte Mann nickte den Gästen höflich zu, um daraufhin seine Augen zu schließen und sich wieder seiner Musik zu widmen. Offenkundig interessierte ihn wenig, dass Amadou Gäste mitgebracht hatte.

Laurette war zunächst sehr irritiert, denn sie war es bisher gewohnt, dass ein längeres Begrüßungsritual einer solchen Begegnung folgte.

»War das Verhalten vom Mahamadou ein Zeichen der Ablehnung?« Bevor sie diesen Gedanken vertiefen konnte, kam ein hochgewachsener Mann mittleren Alters aus dem Haus, sah zunächst für einige Sekunden verwundert Laurette und Richard an, um ihnen dann freundlich lächelnd die Hand zur Begrüßung zu reichen.

»Das sind Laurette und Richard aus Frankreich. Ich zeige ihnen Gorom-Gorom«, sagte Amadou ganz aufgeregt. »Das ist mein Vater, Nicodeme Quédraogo.«

»Nennen Sie mich bitte Nicodeme«, sagte er zu Laurette, als sie ihn mit Herrn Quédraogo ansprach.

»Ja gerne, Nicodeme«, sagte Laurette. »Amadou ist nun unser Reiseführer und hat uns schon ein paar Sehenswürdigkeiten gezeigt. Wir haben ihn

gebeten, uns auch sein Zuhause zu zeigen, hoffentlich stören wir Sie nicht.«

»Sie stören mich nicht. Setzen Sie sich doch, ich hole etwas zu trinken.«

»Sie brauchen sich keine Mühe zu machen, wir gehen sofort wieder«, rief Laurette hastig dem schon ins Haus eilenden Nicodeme nach. Aber es war zu spät, wenige Augenblicke später kam jener schon mit einem Saftgetränk und einem Krug Wasser heraus.

»Ich kann Ihnen nur Saft und Wasser anbieten, in Frankreich würden Sie doch sicherlich Sekt trinken. Leider habe ich keinen Sekt im Haus.«

»Wir trinken in Frankreich nicht immer Sekt, nur manchmal zu besonderen Anlässen«, relativierte Richard.

»Schade, ich hätte Ihnen gerne einen Champagner serviert, denn es gibt ja einen besonderen Anlass«, sagte Nicodeme.

»Einen besonderen Anlass?« fragte Laurette neugierig.

»Sie sind die ersten Gäste, denen Amadou als selbsternannter Reiseleiter die Stadt zeigt. Schon seit Wochen versucht er vergeblich, Touristen zu finden, die sich von ihm durch die Stadt führen lassen wollen.«

»Wirklich, Amadou, sind wir die ersten Touristen, die du durch Gorom-Gorom führst?« fragte Laurette nach.

Amadou schaute wieder verlegen auf die Erde und malte mit seinem Fuß einige Zeichen in den Sand. Bevor er antworten konnte, legte Laurette ihre Hand auf seinen Kopf und sagte: »Wir sind sehr froh, deine ersten Touristen zu sein. Du machst das schon ganz gut.«

Amadou strahlte und sie unterhielten sich an- geregt. Nicodeme erzählte von der neuen Schule, die ganz in der Nähe des Hauses gebaut worden war und in der er jetzt als Lehrer arbeitete.

»Wir haben einen Internetanschluss bekommen«, erzählte er ganz stolz. »Der neue Chef eines älteren Hotels, das sich direkt am Schulgelände befindet, hat der Schule einen Zugang zum Hotelnetzwerk ermöglicht und ich bin nun für den Aufbau des WLAN-Systems zuständig.«

Das war das richtige Thema für Richard. »Mit WLAN kannst du nicht nur die Computernutzer innerhalb der Schule, sondern auch außerhalb der Schule vernetzen. WLAN verwenden wir in Frankreich auch, da kann ich dir helfen«, bot sich Richard an. »In meiner Firma bin ich auch für die Computer zuständig. Wir sollten unsere E-Mail-Adressen austauschen. Ich möchte euch gerne helfen, das Netzwerk zu erweitern, damit viele Kinder die Möglichkeit haben, direkt das Internet zu nutzen.«

Während Richard lebhaft mit Nicodeme über die Vorteile der Computernetzwerke diskutierte, ging Laurette zu Mahamadou, der, unter seinem

Baum sitzend, mit sich und der Welt glücklich war. Nur hin und wieder schweifte sein Blick zu den Gästen, seinem Sohn und seinem Enkelsohn.

»Unter was für einem Baum sitzen wir hier?« fragte Laurette interessiert.

»Wir sitzen unter einer Mango. Für Sie sicherlich eine armselige kleine Mango, in die vergangenes Jahr auch noch ein Blitz eingeschlagen ist. Für mich ist sie aber die schönste Mango der Welt«, erklärte Mahamadou und schaute seinen Baum wohlwollend, aber nachdenklich an.

Laurette begutachtete den Baum, den sie so auf Anhieb nicht als eine Mango erkannte.

»Es ist sehr schön bei euch«, sagte Laurette und fügte hinzu: »Es ist jetzt schon spät geworden, deshalb müssen wir ins Hotel zurück. Gerne würde ich morgen am späten Nachmittag noch einmal kommen, um Amadou ein Geschenk für die Führung durch die Stadt zu bringen, denn Geld will er offenbar nicht von uns haben.«

Amadou hätte sie gerne begleitet, jedoch musste er noch seine Hausaufgaben für die Schule machen. Nicodeme schlug vor, sie zum Hotel zu führen. Dieses Angebot nahmen sie gerne an. Unterwegs nutzte Laurette die Gelegenheit, mit Nicodeme über das Schulsystem zu diskutieren und Richard sprach über seine Ideen, welche Lernprogramme man installieren könnte, wenn zukünftig mehrere Computern für den Unterricht zur Verfügung stünden.

Der geheimnisvolle Kräutertee

Richard hatte wegen seiner Magen-Darmbeschwerden die Nacht größtenteils auf der Toilette verbracht und war erst am frühen Morgen eingeschlafen. Laurette dagegen war schon früh aufgestanden und hatte sich allein vom Hotel aus aufgemacht, um in den Läden der Umgebung zu stöbern. Sie hatte einen Reiseführer über Burkina Faso gekauft, in dem Gorom-Gorom ausführlich beschrieben wurde. Sie wollte dieses Buch Amadou schenken, um ihn damit als zukünftigen Reiseführer zu unterstützen.

Als sie am Nachmittag wieder zum Hotel zurückkehrte, musste sie Richard zunächst überzeugen, mit zu den Quédraogos zu kommen. Obwohl Richard geschwächt war und lieber im Hotel geblieben wäre, um sich auszuruhen, tat er ihr den Gefallen.

Als sie zusammen das Haus der Quédraogos erreichten, wurden sie zunächst von Amadous Großmutter begrüßt, die am Tag zuvor auf dem Markt gewesen war und dort Waren und Obst verkauft hatte.

»Ich heiße Fatoumata«, erklärte sie. »ich habe schon von euch gehört.«

Fatoumata war eine sehr hochgewachsene und interessant anzusehende Frau, was sie mit ihrem Selbstbewusstsein und Auftreten gegenüber den Gästen auch zum Ausdruck brachte.

»Ich komme vom Volk der Wodaabe«, sagte sie stolz und als sie erkannte, dass Richard und Laurette mit dem Begriff Wodaabe nichts anfangen konnten, ergänzte sie: »Vielleicht eher bekannt unter Fulbe Bororo.«

Sie trug die traditionelle Kleidung der Fulbe, ein farbenfrohes Gewand, welches weder Laurette noch Richard auf Anhieb erkennen und deuten konnten.

»Die Fulbe sind auch als Fula, Fulani, Massina, Peul und Peulh bekannt«, erzählte sie weiter. Das wiederum konnte Laurette einordnen, denn dies hatte sie in ihrem Reiseführer über die Peulh gelesen.

»Die Peulh sind doch für ihre Viehzucht berühmt«, sagte Laurette.

»Ja, meine Eltern hatten viele Tiere, sogar sehr viele Tiere«, sagte Fatoumata sichtlich aufblühend.

Amadou kam aus dem hinteren Teil des Gartens zum Haus geeilt und begrüßte die Gäste auf das Herzlichste.

»Wir haben dir ein Geschenk mitgebracht«, überfiel ihn Laurette und holte das Reisebuch aus ihrer Umhängetasche. »Solche Bücher lesen viele Touristen, während sie hierher reisen. Sie haben dann Erwartungen und wollen vor allem die dort genannten Sehenswürdigkeiten bestaunen. Vielleicht kannst du dich daran orientieren.«

Amadou bedankte sich mehrfach für das schöne Buch, schlug sofort die Seiten über Grom-

Gorom auf und fing an zu lesen. Aber sogleich kritisierte er, dass in diesem Buch die Beschreibungen vieler wichtiger Sehenswürdigkeiten fehlten und die für ihn wichtigsten Viertel der Stadt, die Pflanzen und die Umgebung nicht oder nur unzureichend beschrieben würden.

Fatoumata missfielen die Bemerkungen ihres Enkels. »Er ist ein wenig wie sein Großvater«, sagte sie mit einem strengen Blick auf Amadou und gleich darauf auf ihren Mann gerichtet, der ganz langsam mit Kräutern in der Hand aus seinem Garten kommend zu der Gruppe stieß. »Sie wollen immer anders sein als die anderen. Beide Männer verwenden viel Zeit mit Dingen, die andere Menschen kaum interessieren und die wenig oder gar kein Geld einbringen.«

Und zu Laurette gewandt sagte sie: »Das wird auch Amadous großes Problem werden, insbesondere bei seiner Berufswahl. So richtig kann ich mir ihn als Reiseführer nicht vorstellen, dafür ist er viel zu eigenwillig. Ich bin mir nicht sicher, ob er sich in die Bedürfnisse der Touristen, die aus allen Teilen dieser Welt hierher kommen, hineinendenken kann. Er hat spezielle Vorstellungen. Vielleicht hilft ja das Buch, aus ihm einen Touristenführer zu machen, aber ich glaube nicht daran.«

»Oder er findet vielleicht heraus, dass dies nicht seine Berufung ist«, warf Richard in die Dis-

kussion ein und setzte sich auf die Bank unter die Mango.

»Dann hätte dieses Buch auch etwas Gutes gebracht, nämlich die Erfahrung, dass die eigenen Wünsche und Vorstellungen nicht mit den Bedürfnissen von Touristen in Einklang zu bringen sind, die sich nur für wenige Stunden auf der Durchreise in dieser Stadt aufhalten.«

Während Amadou Argumente entgegnete, dass er sich schon vorstellen könne, Touristen durch Gorom-Gorom zu führen, wollte Richard wissen, was er denn gerne in seinem Leben machen würde. Amadou wollte zunächst auf diese Frage nicht so recht antworten und fing an, verlegen mit seinen Füßen Zeichen in den Sand zu malen, wie er es immer machte, wenn er zwischen mehreren Antworten nicht eine richtige auswählen konnte oder mochte.

»Er würde sicherlich gerne mit Pflanzen arbeiten«, brachte sich Mahamadou ein. Er setzte sich zu Richard auf die Bank und fügte hinzu: »Dafür hat er auch das richtige Händchen oder, wie ihr so sagt, den grünen Daumen.«

»Aber damit kann er kein Geld verdienen«, antwortete Fatoumata mit einem vorwurfsvollen Blick in Richtung ihres Mannes. »Wir haben nur eine kleine Fläche Land und mit den Erträgen können wir nur wenig verdienen. Amadou sollte lieber eine Arbeit suchen, die ihm viel Geld einbringt. Ich finde schon, dass man mit dem Tou-

rismus Geld verdienen kann. Das erlebe ich als Händlerin auf dem Markt. Er sollte Sprachen lernen, um zu wissen, was die Touristen wollen. Vielleicht wünschen sie ja, dass er mit ihnen auf den Markt geht. Sie können dann alle zu mir an den Stand kommen und Waren kaufen«, sagte sie und klopfte Amadou dabei auf die Schulter, der daraufhin zustimmend nickte.

Richard hatte sich bisher an der Unterhaltung intensiv beteiligt, verzog nun aber das Gesicht vor Schmerzen und hielt sich beide Hände an den Bauch.

»Was hat er denn?« fragte Fatoumata die neben ihr stehende Laurette.

»Er muss wohl etwas gegessen haben, was seinem empfindlichen Magen nicht gut bekommen ist«, antwortete Laurette.

»Er soll viel Milch trinken. Mein Stamm sieht die Milch als göttliches Wasser an. Es macht unverwundbar und hilft auch gegen Übelkeit.«

Richard wehrte mit einer Handbewegung den Vorschlag von Fatoumata ab, als diese sich anschickte, ihm Milch aus dem Haus zu holen und rief ihr hinterher: »Bitte keine Milch. Die vertrage ich jetzt nicht. Wenn ich nur daran denke, dann wird mir schon ganz übel.«

»Gegen deinen empfindlichen Magen kenne ich ein besseres Mittel«, mischte sich Mahamadou ein. »Ich kann einen Kräutertee ansetzen, der den Magen beruhigt und dir Kraft gibt.«

Gegen einen Tee hatte Richard nichts einzuwenden. Während Fatoumata Wasser kochte, holte Mahamadou aus dem Garten ein paar frische Kräuter und aus dem Haus etwas getrocknete Rinde. In einem größeren Topf überschüttete er beides mit heißem Wasser. Nach ein paar Minuten warf er eine getrocknete Mango hinzu.

»Das ist die Frucht von seinem Lieblingsbaum«, sagte Amadou ehrfurchtsvoll und Mahamadou fügte hinzu: »Das ist eine ganz besondere, ja eine einzigartige Mango. Sie gibt Kraft, sogar sehr viel Kraft.«

»Woher kommt dieser Mangobaum?« wollte Laurette wissen.

»Von einem geheimen Ort im Tal der guten Geister«, sagte Mahamadou mit einem Gesichtsausdruck, der alle Anwesenden ehrfürchtig stauen ließ. »In dem Baum lebt ein Geist, der mich beschützt. Solange es dem Geist in dem Baum gefällt, geht es mir gut, wenn der Geist aber geht, dann muss ich auch für immer gehen.«

Laurette erschrak, denn Mahamadou sagte dies mit einer Selbstverständlichkeit, als ob dies auch so eintreten müsse.

»Das sagt er immer«, erklärte Nicodeme rasch als er merkte, wie Laurette Mahamadou nachdenklich anschaute. »Er hat eine ganz spezielle Beziehung zu diesem Geist.«

»Und wie sehen Sie das, Nicodeme?« fragte Laurette interessiert. »Glauben Sie an Geister?«

»Während meines Lehramtsstudiums in unserer Hauptstadt Ouagadougou, habe ich die unterschiedlichsten Menschen, Glaubensrichtungen und Kulturen kennenlernen dürfen. Ich glaube eigentlich heute nicht mehr an Geister oder daran, dass Menschen andere Menschen verhexen können. Aber ich kann mir schon vorstellen, dass dieser Mangobaum etwas Besonderes ist. Vielleicht wohnt in ihm tatsächlich ein Geist.«

»Glaubt deine Großmutter auch an den Geist?« wollte Laurette von Amadou wissen.

»Nein, meine Großmutter glaubt nicht an Geister. Sie meint, das sei nur ein Trick von Großvater, weil sie diesen, für sie erbärmlichen Baum, gerne abholzen und als Brennholz verwerten wollte. Sie meint, er habe sich die Geschichte mit dem Geist im Mangobaum nur ausgedacht, damit wir den Baum nicht fällen. Aber vielleicht ist sie auch nur eifersüchtig, weil Mahamadou mehr Zeit mit der Mango verbringt als mir ihr.«

»Glaubst du denn an Geister?« fragte Laurette weiter.

»Ich weiß nicht«, sagte Amadou verlegen. »Eigentlich nicht, aber diese Mango ist etwas Besonderes. Ich habe schon das Gefühl, dass Großvater mit ihr reden kann. Da ein Baum ja nicht sprechen kann, muss wohl ein Geist darin wohnen.«

»Wieso?« wollte Laurette wissen.

»Weil dies mein Großvater sagt. Und ich vertraue meinem Großvater, aber ich mache mir gro-

ße Sorgen um ihn. Was ist, wenn er Recht hat und er auch stirbt, wenn der Baum stirbt?« In Amadous Gesicht konnte Laurette die Angst um den Großvater erkennen.

»Wieso züchtet ihr die Mango nicht? Dann kann der Geist doch den Baum wechseln«, schlug Richard vor.

»Wir haben schon versucht, aus den Samen neue Pflanzen zu ziehen, jedoch ohne Erfolg. Großvater sagt, der Geist der Mango wolle das verhindern. Wieso, das wisse er auch nicht. Mangos können sehr alt werden, sogar über 100 Jahre alt. Hoffentlich wird diese Mango noch lange leben. Allerdings hat vor einiger Zeit ein Blitzschlag den Stamm beschädigt und es sterben bereits viele Äste ab«, erklärte Amadou mit einem besorgten Gesichtsausdruck.

»Der Baum leidet unter Pilzbefall«, bemerkte Richard nüchtern, als er sich eine Stelle des Baumes genauer anschaute. »Seht doch, das sind Spuren von Pilzen. Besprüht den Baum mit einem Mittel gegen den Pilz und dann ist dieses Thema erledigt.«

Die Zuhörer stimmten Richard zu. Nur Laurette schaute ihn zunächst vorwurfsvoll an, als zerstöre er eine geheimnisvolle Welt einfach durch seine Aussage, man könne dieses Problem mit einem Gift lösen. Dann aber sagte sie: »Wunderbar, das ist die Lösung. Wir nehmen ein Mittel gegen den Pilz und der Baum bleibt am Leben und der

Großvater natürlich auch und dann, Amadou, kannst du wieder lachen.«

Amadou lachte tatsächlich darüber und alle anderen freuten sich mit ihm.

»Gleich morgen kaufe ich ein Fungizid gegen den Pilz«, versprach Nicodeme und alle waren sich einig, eine gute Lösung gefunden zu haben.

»Hast du eigentlich Kinder, Laurette?« fragte Amadou völlig überraschend.

»Nein, Richard und ich haben keine Kinder.«

»Wieso nicht?«

»Wir wollten keine Kinder.«

»Könnt ihr entscheiden, ob ihr Kinder wollt?«

»Ja, wir können dies entscheiden.«

»Vermisst du Kinder?«

»Ich habe ja in der Schule genug Kinder um mich herum und jetzt habe ich ja auch noch dich«, sagte sie und umarmte ihn.

Amadou fühlte sich geehrt und mit Laurette sehr verbunden. »Sie ist so wie meine Mutter, die ich nie hatte«, dachte er, wobei er seine Großmutter auch als seine Mutter betrachtete, denn sie hatte ihn aufgezogen und sich um ihn gekümmert.

Fatoumata hatte inzwischen den aufgesetzten Tee über ein Sieb in eine Schüssel gegossen und Richard bekam davon einen großen Becher randvoll gefüllt. Als der Tee etwas abgekühlt war, trank dieser den Becher bis auf den letzten Tropfen leer, während ihm Mahamadou für die nächsten Tage

den restlichen Tee in eine alte Getränkeflasche füllte.

»Herzlichen Dank, ich kann den Tee sicherlich heute Nacht noch gut gebrauchen, allerdings beenden wir morgen unsere Reise durch Afrika«, erklärte Richard. »Wir fahren morgen ganz früh nach Ouagadougou, von dort fliegen wir in der Nacht zurück nach Lyon. Leider haben wir keinen Direktflug bekommen. Wir fliegen zunächst nach Casablanca in Marokko und von dort geht es nach einem Stopp weiter nach Lyon. Es wird sicherlich über 14 Stunden dauern, bis wir wieder in unserer Wohnung sind. Wir würden uns sehr freuen, mit euch per E-Mail weiterhin in Kontakt zu bleiben.«

Er holte aus seiner Tasche ein Stück Papier heraus und schrieb seinen Namen und seine E-Mail-Adresse darauf. »Hier hast du meine Adresse. Schreib mir doch bitte. Vielleicht kann ich euch irgendwie mit dem Computernetzwerk oder mit Software helfen.«

Amadou hielt die Hand von Laurette ganz fest, als wolle er sie daran hindern zu gehen. Nachdem Laurette und Richard mehrmals beteuert hatten, wie wunderbar diese Begegnung doch gewesen war und dass sie versuchen wollten, in Kontakt zu bleiben, verabschiedeten sie sich und gingen allein zum Hotel zurück.

Woher kommst du?

Nie zuvor hatte Amadou mit seinem Großvater über die Herkunft des Mangobaumes gesprochen. Der Großvater verbrachte gern Stunde für Stunde unter dem Baum. Wie oft hatten sie darüber in der Familie gelacht. So wunderbare Bäume standen in dem Obstgarten, darunter auch einige andere Mangos mit einem herrlichen Blätterdach und wunderbaren Früchten, aber der Großvater wollte unbedingt unter der hässlichsten Mango sitzen, die Amadou je gesehen hatte.

Der Großvater streichelte sanft den Stamm des Baumes bis zu der Stelle, an der ein Blitz den Baum geteilt hatte. Er sah, wie sein Großvater ganz zärtlich die verkohlte Baumrinde berührte und wie ihm eine große Träne über die Wange lief.

»Woher kommt diese Mango?« fragte Amadou seinen Großvater in der Art, wie Laurette am Tag zuvor die Frage gestellt hatte.

»Er kommt von einem ganz geheimen Ort«, sagte Mahamadou und machte keine Anstalten, weiter darüber reden zu wollen.

»Wieso willst du mit mir nicht über den geheimen Ort reden?«

»Weil du mich nicht verstehen würdest.«

»Wenn du aber mit niemanden darüber redest, wer soll dich dann verstehen?«

»Ich werde dir eines Tages die Geschichte über diese Mango genau erzählen.«

»Wann denn, Großvater? Ich bin doch schon alt genug.«

Der Großvater wollte offenkundig nicht über den Baum reden. Er sprach sowieso nicht viel.

So ging Amadou zu seinem Vater und fragte ihn, aber der wusste es auch nicht.

»Ich habe ihn nie danach gefragt. Er hat den Baum von irgendwo her. Mach dir keine Gedanken darüber. Dein Großvater ist halt komisch, das wissen wir doch alle. Die Menschen in der Stadt lachen schon darüber. Er bildet sich ein, dass die Mango etwas Besonderes sei. Dabei ist das nur ein verkrüppelter Baum mit beinahe ungenießbaren Früchten, der dazu auch noch durch einen Blitzeinschlag bestraft wurde. Wieso gerade in diesem Baum ein guter Geist wohnen soll, ist mir ein Rätsel. Wenn ich ein Geist wäre, dann würde ich mir eine schöne Mango aussuchen«, sagte Nicodeme und lachte und Amadou lachte mit ihm.

Sie lachten, so wie die meisten Menschen über Mahamadou lachten. Das war nicht negativ, denn Mahamadou war ein guter Mensch. Sein Verhalten war nur anders als das anderer Menschen. Er hatte kaum Wünsche nach materiellen Dingen. Er war glücklich unter seiner Mango. Das reichte ihm völlig, um zufrieden zu sein.

Am anderen Morgen wachte Amadou völlig gerädert auf. Er hatte in der Nacht einen Alb-

traum gehabt, in dem sein Großvater gestorben war. Als die Menschen von dem Toten Abschied nahmen, fragte eine Frau aus der Nachbarschaft, wer denn Mahamadou eigentlich gewesen und woher er gekommen sei. Keiner aus der Familie konnte diese Frage umfassend beantworten, alle schauten sich gegenseitig nur fragend an. Mit diesem Bild vor Augen war Amadou schweißgebadet aufgewacht.

Heute musste er pünktlich zur Schule. Wie jeden Morgen hatte die Großmutter für ihn schon ein Frühstück vorbereitet, obwohl Amadou morgens eigentlich keinen Hunger hatte und nichts essen mochte.

»Du musst etwas essen«, sagte seine Großmutter.

»Großmutter, woher kommt Großvater eigentlich?«

»Er kommt aus Mali, aber das weißt du doch. Viel mehr hat er mir nie erzählt, darüber will er nicht reden.«

»Hast du ihn nicht danach gefragt?«

»Doch schon, damals, als wir frisch verliebt waren und uns trafen, da habe ich ihn häufig gefragt. Weißt du, Liebeshochzeiten waren zu dieser Zeit sehr unüblich, aber ich lernte ihn kennen und ich mochte ihn, weil er so anders war als die anderen jungen Männer, die ich kannte. Meine Eltern waren natürlich neugierig und fragten ihn mehrfach aus. Aber er hat nie wirklich davon erzählt.«

»Hat er keine Verwandtschaft?«

»Wohl nicht. Ich habe ihn immer wieder danach gefragt, aber mit meinen Fragen machte ich ihn nur wütend. Das ist sein großes Geheimnis. Aber es ist nicht schlimm, es hat keinen Einfluss auf uns, woher er auch gekommen sein mag. Ich habe ihn getroffen und wir sind ein Paar geworden und wir haben zuerst deinen Vater als Sohn und später dich als Enkelsohn bekommen. Wir sind glücklich und mehr muss ich aus der Vergangenheit nicht wissen.«

Amadou musste zur Schule. Auf dem Weg dorthin ging ihm immer wieder die Frage durch den Kopf, wieso sich Laurette wohl für den Großvater und für die Mango interessiert hatte, obwohl keiner aus seiner Familie dafür Interesse zeigte. Was für Geheimnisse trug sein Großvater mit sich, was für ein Geheimnis trug die Mango in sich?

Am Nachmittag brachte Amadou dem Großvater einen Becher mit Wasser, als dieser sich wieder auf der Bank unter seinem Baum ausruhte.

»Großvater, bitte erzähl mir etwas mehr von deiner Jugend.«

Mahamadou schien die Frage seines Enkels zu missfallen, denn er schwieg zunächst. Als Amadou mehrfach hartnäckig nachfragte, antwortete er schließlich widerwillig. »Ich bin in der Nähe von Ansongo geboren. Das liegt in Mali, direkt am großen Fluss, dem Niger. Meine Lebensgeschichte

ist schwierig und kompliziert. Ich habe darüber noch nie geredet. Es fällt mir nicht leicht, denn hier im Ort kennt mich keiner wirklich und es hat sich auch keiner jemals so richtig dafür interessiert.«

»Großmutter sagte mir, sie hätte dich früher schon häufiger gefragt, aber du wolltest darüber nicht reden.«

»Das stimmt, ich habe es weder deiner Großmutter noch deinem Vater erzählt, dir aber will ich, bevor ich sterben muss, meine Geschichte erzählen. Es gibt viele Geheimnisse in meinem Leben und es ist nicht gut, wenn die Menschen in dieser Stadt davon erfahren. Ich werde dir aus meinem früheren Leben nur dann erzählen, wenn du mir versprichst, solange ich lebe, mit keinem Menschen darüber zu reden. Du darfst nicht mal deinen Vater, geschweige denn deiner Großmutter davon erzählen.«

Amadou versicherte mehrmals, dass er schweigen und das Geheimnis gut bewahren werde.

»Nun gut, dann werde ich dir jetzt meine Geschichte erzählen. Ich wuchs in einer armen Familie auf, wir waren insgesamt neun Kinder, mich haben sie Mahamadou genannt.«

»Du hattest acht Geschwister? Das muss ja spannend gewesen sein. Leben sie noch?« fragte Amadou aufgeregt.

Mahamadou schaute sich um, als habe er Angst, jemand könnte ihn hören und sprach mit

leiser Stimme weiter: »In der Familie war ich immer ein Außenseiter, lange wusste ich nicht wieso. Im Dorf wurde ich deswegen gehänselt. Ich hatte häufiger Streit mit den anderen Jungen, von denen viele mich nicht mochten. Eines Tages fragte mich ein Junge im Streit, wieso ich eine Schwester hätte, die genauso alt ist wie ich, wenn meine Mutter doch nur jedes Jahr ein Kind gebären kann. Mich hat die Frage lange beschäftigt. Ich habe die Leute gefragt, wie lange eine Schwangerschaft dauere und wie oft eine Frau Kinder bekommen kann.«

»Neun Monate dauert eine Schwangerschaft«, sagte Amadou schnell, denn das hatte er kürzlich in der Schule gelernt. »Und es ist eigentlich nicht gut, wenn eine Frau so schnell wieder schwanger wird. Aber deine gleichaltrige Schwester könnte deine Zwillingschwester sein, denn es gibt zweieiige Zwillinge.«

»Zwillinge waren wir bestimmt nicht«, entgegnete er nachdenklich und es fiel ihm schwer weiter darüber zu reden. Amadou konnte sehen, wie Tränen über seine Wangen liefen. Sicherlich hätte er gerne an dieser Stelle das Gespräch beendet, aber Amadou bat ihn immer und immer wieder, er möge doch mehr erzählen.

»Meine Mutter hat auch lange gezaudert, mit mir darüber zu reden. Erst viel später hat sie mir erzählt, dass ich ein Waisenkind bin. Eine Hilfsorganisation hatte mich, als ich etwa zwei Jahre alt

war, in die Obhut meiner Mutter gegeben und Geld dafür bezahlt, damit sie mich in ihre Familie aufnimmt.«

»Deine Mutter hat dich nur wegen des Geldes aufgenommen?« fragte Amadou betroffen.

»Meine Mutter hat sicherlich das Geld sehr gut gebrauchen können, denn ihr Mann war zuvor verstorben und sie musste die große Familie ernähren. Sie hat mich so wie ihre eigenen Kinder behandelt und mich nie spüren lassen, dass ich ein Waisenkind bin.«

»Dann bist du ohne Vater aufgewachsen«, sagte Amadou noch stärker betroffen.

»Wir wohnten im Dorf viel enger beieinander als hier in der Stadt. Somit waren um mich herum viele Väter und auch mit dem Heiler des Dorfes habe ich mich gut verstanden. Er hat einmal zu meiner Mutter gesagt, dass ich eines Tages sogar etwas Außergewöhnliches vollbringen würde, nur wüsste er noch nicht, ob ich etwas Gutes oder etwas Schlechtes machen würde. Daher schickte mich meine Mutter häufiger zum Heiler, damit er sehen konnte, ob in mir das Gute oder das Böse steckt.«

»Was hat er denn herausgefunden?«

»Er hat dies nicht gleich konkret beantwortet, ich musste zunächst für ihn Pflanzen sammeln. Das mussten auch andere Jungen aus dem Dorf, aber sie brachten ihm oft die falschen Kräuter. Mit dem, was ich für ihn einsammelte, war er fast im-

mer zufrieden. Das brachte mir Anerkennung und ich habe mich noch intensiver für die Kräuter interessiert und auch immer geschaut, was der Heiler so damit machte.«

»Das würde ich auch gerne lernen. Kann man damit alle Krankheiten heilen?«

»Teilweise wirken die Kräuter, besonders dann, wenn sie mit dem guten Geist zusammen wirken, denn alleine haben sie nur eine begrenzte Kraft. Aber manchmal versagt der Geist.«

Amadou tat sich schwer damit, sich vorzustellen, dass ein Geist dabei eine Rolle spielen sollte. Er wollte mehr darüber wissen und fragte seinen Großvater, wie er sich das mit dem Geist vorzustellen habe. Als Mahamadou gerade antworten wollte, kam Nicodeme aus dem Haus und setzte sich zu ihnen unter den Baum.

»Im Haus ist es viel zu heiß. Ihr habt hier den besten Platz, gerade jetzt, wo der Wind aufkommt.«

»Wir reden ein anderes Mal«, sagte Mahamadou leise zu Amadou, als Nicodeme ins Haus gegangen war, um Wasser zu holen.

versandkostenfrei bei: buch@gesinas.de
Preis: 6,99 € ISBN: 978-3-944929-01-9

Die Sklavin

»Großvater, wieso besuchen wir nicht das Dorf, in dem du aufgewachsen bist?« fragte Amadou, als er wieder mit ihm alleine im Garten saß.

Mahamadou schwieg und blickte an seinen Füßen entlang zum Boden. Es dauerte eine gefühlte Ewigkeit, bis er wieder etwas sagte. »Ich bin nie wieder dort gewesen.«

»Wieso nicht?« fragte Amadou irritiert nach.

»Ich wollte nie darüber sprechen. Dir aber werde ich es erzählen, allerdings darfst du niemals darüber reden«, sagte er und schaute dabei mit einem ungewohnt kritischen Gesichtsausdruck tief in Amadous Augen.

»In unserem Dorf lebte ein Mädchen als Sklavin bei einer älteren Frau«, sagte er nach einer Weile und man sah ihm an, dass er seine Worte sehr vorsichtig auswählte, als hätte er Angst, etwas Falsches zu sagen.

»Ihr Name war Urbi und sie war am Fluss Mekrou in Benin geboren. Als etwa sechsjähriges Mädchen, so erzählte sie mir später, wurde sie an eine Schifferfamilie verkauft, bei der sie auf dem Boot arbeiten musste. Weil sie so dünn und schwach war und immer wieder krank wurde, verkaufte sie der Schiffer bald weiter. Ich kann mich noch sehr gut daran erinnern, als die vielleicht zehnjährige Urbi eines Tages von einer alten Frau des Dorfes aus Ansongo mitgebracht wurde. Die

alte Frau hatte sie auf dem Markt eingetauscht, der Besitzer hatte nur einige Hühner für sie verlangt, weil er sie unbedingt loswerden wollte.«

Mahamadou hielt für einige Minuten inne, um sich zu sammeln und fuhr anschließend fort: »Täglich musste sie für die alte Frau arbeiten, weit vom Dorf entfernt Brennholz sammeln, die schweren Holzbündel auf dem Kopf den weiten Weg schleppen und Wasser holen. Obwohl sie hart arbeitete, wurde sie häufig geschlagen. Ich mochte sie, manchmal haben wir miteinander gesprochen. Dann war sie fröhlich. Meistens jedoch war sie sehr traurig, besonders dann, wenn die älteren Männer des Dorfes sie heimlich vom Dorf fortlockten. Wenn sie zurückkam, war sie sehr verstört und wollte dann nicht mehr mit mir reden.«

Seine eigenen Worte machten Mahamadou sehr traurig. Nur mit großer Mühe konnte er seine Emotionen kontrollieren.

»Gelegentlich hielt ein hoher Beamter der Provinzregierung bei uns im Dorf an. Er besaß ein Motorrad, das in der Sonne glänzte. Er brachte den Männern Alkohol mit. Manchmal rief der Chef des Dorfes nach Urbi, die dann mit dem Beamten in die Hütte des Dorfchefs musste.

Irgendwann wurde Urbi sehr krank. Der Heiler wollte sie nicht behandeln, weil er glaubte, dass sie von einem bösen Geist besessen sei. Er behauptete, dass, wenn er den bösen Geist aus ihr austrie-

be, dieser sich ein anderes Opfer im Dorf suchen würde.«

»Hat sich keiner um sie gekümmert?« fragte der traurig berührte Amadou nun.

»Nicht wirklich. Nur ich habe versucht, ihr zu helfen. Viele machten einen weiten Bogen um sie. Wenn im Dorf etwas passierte, was man sich nicht sofort erklären konnte, dann wurde Urbi verdächtigt, jemanden des Nachts krank gemacht zu haben. Ich machte für sie verschiedene Tees aus Kräutern, die ich auch für den Heiler sammelte. Diese habe ich dann für sie zusammen mit einer Heilrinde und besonderen Früchten aufgekocht.«

»Waren es die Kräuter, die du auch für Richards Tee verwendet hast?« fragte Amadou neugierig.

»Nicht genau die gleichen Kräuter. Für Urbi verwendete ich die Kräuter, die der Heiler benutzte, wenn ein Dorfbewohner sehr krank war.«

»Was ist aus Urbi geworden?« bohrte Amadou weiter nach.

»Als ich mich an einem Nachmittag heimlich mit Urbi traf, um sie mit einem Kräutertee zu versorgen, wurden wir vom Chef des Dorfes zusammen mit dem Beamten gesucht. Als sie uns fanden, forderte er Urbi auf, den Beamten zu begleiten. Bevor sie ging, trank sie den Tee, den ich mitgebracht hatte. Das sah der Chef des Dorfes und er wurde darüber sehr wütend. Er wollte, dass Urbi den Beamten sofort begleitet und weil

sie dieser Aufforderung nicht schnell genug nachkam, trat er sie mit dem Fuß. Dabei verschüttete sie den Rest des Tees. Der Beamte lachte darüber, fasste sie am Arm und zog sie mit sich. Sie drehte sich noch einmal um und ich sah ihre traurigen und ängstlichen Augen, die ich bis heute nicht vergessen kann.«

Mahamadou war von seinen eigenen Worten und Gedanken erneut so betroffen, dass er für einige Minuten nicht weiterreden konnte. Seine Augen füllten sich mit Tränen, es schien, als spielte sich das, wovon er gerade erzählte, jetzt gerade nochmals vor seinen Augen ab.

»Als ich den Becher aufhob, fasste mich der Chef des Dorfes am Ohr und wollte wissen, was ich für einen Tee gemacht hatte. Ich erzählte ihm, dass ich Urbi häufiger mit Kräutertees versorgte, die auch der Heiler immer machte, damit sie die Kraft zum Leben behielte. Er schlug mich und sagte, ich dürfte nie wieder einen Kräutertee nach Art des Heilers machen, denn das dürfte nur der Heiler selbst.«

»Was hast du dann gemacht?«

»Ich konnte nicht viel machen, denn er war der mächtigste Mann im Dorf und ich musste gehorchen. Als ich später wieder ins Dorf ging, waren alle sehr aufgeregt und redeten laut herum. Der Beamte beschimpfte den Chef des Dorfes, der sich gerade mit anderen Männern besprach. Irgendwann rief mich der Chef des Dorfes und ich

wurde von dem Beamten, vom Heiler und von allen anderen Umstehenden heftig beschimpft.«

»Waren sie wütend, dass du den Kräutertee des Heilers nachgemacht hast?«

»Das dachte ich zunächst auch. Ich sagte ihnen wiederholt, dass ich nie wieder den Tee machen würde, doch dann sagte der Beamte, ich sei ein Mörder, ich hätte Urbi vergiftet, er hätte gesehen, wie sie meinen vergifteten Kräutertee getrunken habe. Der Chef des Dorfes bestätigte dies und dann beschimpften sie mich noch mehr.«

»Was ist dann mit dir geschehen?« fragte Amadou stotternd, der ganz ergriffen von der Geschichte seines Großvaters war.

»Ich wusste vor lauter Aufregung nicht, was mit mir passierte. Erst als der Beamte erläuterte, dass Urbi, nachdem sie meinen angeblich vergifteten Tee getrunken hatte, Krämpfe bekam und obwohl er versucht habe, sie zu retten, in seinen Armen gestorben sei, bekam ich es mit der Angst zu tun. Der Beamte meinte, dass Urbi, bevor sie starb, mehrmals meinen Namen gerufen hatte, was seiner Meinung nach ein eindeutiger Beweis dafür war, dass sie damit ihren Mörder meinte.«

»Das ist doch nicht wahr, Großvater, oder?« schrie Amadou mit einer Verzweiflung, als wenn dies gerade jetzt geschehen wäre.

»Sei nicht so laut, die anderen hören uns sonst noch«, maßregelte ihn Mahamadou. Er wartete eine Weile und als niemand aus dem Haus schaute,

erzählte er sehr leise weiter. »Die Männer des Dorfes stimmten alle zu. Selbst der Heiler, der sonst wie ein Vater zu mir gewesen war, erklärte vor den Dorfbewohnern, er habe ja immer schon gesagt, dass mit mir etwas nicht stimme und dass ich eines Tages etwas Außergewöhnliches vollbringen würde. An diesem Tag hätte ich mich offenbart, ich sei ein Mörder, ich hätte Urbi vergiftet, ich müsse nach den Gesetzen des Stammes verurteilt werden. Immer wieder versuchte ich, zu erklären, dass ich den Tee genau nach der Rezeptur des Heilers aufgekokt hatte, so wie er ihn für so viele Menschen im Dorf ansetzte. Als der Heiler das hörte, behauptete er allerdings, ich hätte viele Kräuter verhext und obendrein sogar, dass viele schwere Erkrankungen, die einige Dorfbewohner gerade erleiden mussten, von mir verursacht worden waren.«

»Das ist ungerecht«, unterbrach Amadou seinen Großvater.

»Ja, das war sehr ungerecht. Das ganze Dorf war aufgebracht und verlangte, dass ich dafür hart bestraft würde. Sie bezeichneten mich als Fremden, der durch Geldzahlung in ihr friedliches Dorf gekommen sei. Einige forderten sofort meinen Tod. Ich beteuerte immer wieder, dass ich nichts Schlimmes getan hätte und dass die Kräuter identisch mit den Kräutern des Heilers waren. Ich erzählte ihnen, dass ich den Heiler oft begleitete und daher genau die Plätze kannte, an denen man die

besten Kräuter finden konnte. Immer wieder versicherte ich ihnen, dass Urbi diesen Tee so gerne trank, besonders dann, wenn sie krank war. Der Tee habe ihr immer wieder Kraft gegeben, sie habe sich wieder freuen können, die Dorfbewohner jedoch glaubten mir nicht.«

Mahamadou musste wieder weinen und es dauerte sehr lange, bis er fortfahren konnte. »Der Heiler sagte, ich könne keine Heilkräuter sammeln, mir würde schließlich die Erfahrung fehlen, dies könne nur er, der Heiler. Es seien nicht nur die Kräuter wichtig, sondern auch die geheimen Formeln, die bei der Zubereitung gesprochen werden müssten. Ohne Formeln könne der Tee genau das Gegenteil von dem bewirken, was er als Medizin erreichen könnte. Es wäre schon ein Wunder, dass Urbi nicht schon früher durch meinen Tee gestorben sei. Er warnte alle anwesenden Frauen und Männer des Dorfes davor, heilbringende Tees selbst zu bereiten. Er sei schließlich der Heiler und nur er könne den Tees die Kraft verleihen, die die bösen Geister aus den kranken Menschen vertreibt.

Ich entgegnete, dass ich Erfolge bei Urbi gesehen habe und dass sie, nachdem sie den Tee getrunken hatte, kräftiger und glücklicher gewesen sei als zuvor.«

»So, wie du Richard geholfen hast!«

»Ja, genau so, der Heiler aber brauste auf und schrie herum, was für ein eingebildeter Junge ich

sei, zu glauben, ich besäße die Kraft eines Heilers. Wie sollte ein kleiner Junge, nicht einmal einer von ihrem Stamm, dies leisten können. Ich sei ein Ausgesetzter, ein Nichts und jetzt auch noch ein Mörder. Seine gemeinen Behauptungen schmerzten sehr, denn mit dem Heiler hatte ich mich über viele Jahre sehr gut verstanden und so manches Mal hatte ich mir gewünscht, er wäre mein leiblicher Vater. Wie oft hatte ich mich besonders angestrengt, um für ihn die besten Kräuter zu sammeln. Wieso er mich plötzlich so hasste, ist mir bis heute ein Rätsel geblieben.«

»Vielleicht hat er deine Konkurrenz gefürchtet«, unterbrach Amadou seinen Großvater, »weil du Kräuter sammeln und zubereiten konntest und da du ja besonders schlau bist, glaubte er vielleicht, dass du ihm eines Tages die Macht im Dorf streitig machen würdest.«

»Vielleicht war es tatsächlich so, denn er nutzte seine Macht im Dorf aus, viele der Dorfbewohner waren unzufrieden mit ihm.«

»Erzähl bitte weiter, Großvater«, bettelte Amadou, als er merkte, dass Mahamadou in Gedanken versunken war und aufgehört hatte zu erzählen.

»Irgendwann sagte einer der Männer, dass sie den Mörder, damit meinten sie mich, einsperren sollten und darüber richten müssten, wie mit mir zu verfahren wäre. Sie diskutierten sogar, wie ich zu Tode kommen sollte. Da es mittlerweile schon

spät geworden und der Beamte fortgefahren war, meinte der Chef des Dorfes, dass jeder über den Vorfall nachdenken sollte und sie am nächsten Morgen über mich richten würden. Sogleich ergriffen mich einige junge Männer des Dorfes, die ich gut kannte, zerrten mich zu einer Hütte, die in der Erntezeit als Maislager genutzt wurde und sperrten mich dort hinein.«

»Das ist ja schrecklich, das war ja ungerecht. Großvater, was ist dann passiert?« wollte Amadou wissen, dem sowohl der Schrecken, als auch die Anspannung im Gesicht geschrieben stand.

»Lass uns heute lieber aufhören«, bat Mahamadou. »Mich berühren die Gedanken an Urbi so sehr, dass ich jetzt nicht mehr darüber reden möchte.«

versandkostenfrei bei: buch@gesinas.de
Preis: 6,99 € ISBN: 978-3-944929-01-9

Amadous Sterilkammer

Veerle traf zufällig in der Universität ihren Professor, bei dem sie früher Gewebekultur gelernt hatte. Sie erzählte ihm von Amadou und davon, dass sie versuchte, den zielstrebigen Jungen zu unterstützen.

»Amadou hat das Veredeln von Obstbäumen sehr schnell erlernt und das zeigt mir, dass der Junge für sein Alter einen außergewöhnlichen Ehrgeiz besitzt.« betonte der Professor. »Außerdem die Tatsache, dass er sich zutraut, mit dir E-Mails auszutauschen, zeigt, dass er mutig ist. Und jetzt lernt er auch noch Englisch als Fremdsprache, um die Protokolle von uns lesen zu können. Er scheint ein heller Kopf zu sein. So jemanden könnten wir hier gebrauchen. So mancher Student mit 20 Jahren bringt nicht den Ehrgeiz mit, den er offensichtlich hat.«

»Vielleicht könnte er eines Tages ein Stipendium bekommen, um hier zu studieren.«

»Sicherlich, aber bis er so weit ist, vergehen Jahre und in dieser Zeit kann viel passieren. Man müsste ihm jetzt helfen«, entgegnete der hilfsbereite Professor.

»Wie soll das gehen?« fragte Veerle. »Er hat kein Labor, weder eine Sterilkammer noch einen Sterilisator. Auch hat er keine Chemikalien und weder das Geld dafür noch die Möglichkeit, sie dort zu bekommen.«

»Wir denken viel zu kompliziert«, merkte der Professor an, »weil wir in unseren Universitäten gewohnt sind, in gut ausgestatteten Labors zu arbeiten. Ich könnte mir vorstellen, dass er schon eine Chance hat, wenn auch eine sehr kleine, eigenständig Gewebekulturen mit Pflanzen anzulegen. Ich glaube, das könnte ein exzellentes Experiment für ihn, aber auch für uns sein. Amadou ist Teil von unserem Experiment und wir finden heraus, was wir machen müssen, damit er unter einfachsten Bedingungen erfolgreich eine Gewebekultur anlegen kann. Da unterstütze ich euch, wir haben so viele Reagenzien und Plastikartikel übrig, davon könnten wir Amadou auch guten Gewissens etwas schicken.«

»Aber wie soll er denn zu einer Sterilkammer kommen?« fragte Veerle ungläubig.

»Er soll sich eine Sterilkammer bauen. Dazu muss er Folie über ein Drahtgestell ziehen und diese Box oder Kammer von innen mit Desinfektionsmitteln keimfrei halten«, erläuterte er und erklärte Veerle, wie er sich die Sterilkammer vorstellte. Er gab ihr die Aufgabe, eine Liste der Dinge zu erstellen, die Amadou brauchen könnte. Nach einer Woche hatte sie zusammen mit ihrem Professor die benötigten Materialien gefunden und ein Paket gepackt. Darin enthalten waren Reagenzien, Pinzette, Rasierklingen, Nährboden aus Algenextrakt, das sie im Labor Agar nennen, mit

Hormonlösungen in Petrischalen, Desinfektionsmittel, Plastikmaterial und allerlei Kleinigkeiten.

»Den Versand können wir über die Universität organisieren«, meinte der Professor. »Schreib bitte eine E-Mail an Amadou und erkläre ihm, dass in etwa einer Woche unser Paket für ihn in Gorom-Gorom ankommen wird.«

Das Paket brauchte allerdings mehr als zwei Wochen, weil der Zoll eine schnelle Abfertigung verhinderte. Amadou war sehr beeindruckt von den vielen Reagenzien und Plastikmaterialien. Sofort begann er mit dem Bau der Sterilkammer. Hierzu bog er einen Draht zu einem Gebilde zu recht, das wie ein Iglo aussah und wickelte ihn mit einer durchsichtigen Plastikfolie ein, die er als Abfall von einer Verpackung aus der Stadt bekommen hatte. Nur an einer Stelle ließ er einen Eingang offen, gerade so groß, dass er mit seinen Händen hindurch konnte.

Ebenfalls aus dem Abfall hatte er sich eine Sprühflasche organisiert, in der vorher, dem Geruch nach, Parfüm gewesen sein musste. Er füllte sie zu einem Drittel mit Wasser und zu zwei Dritteln mit Ethanol, den ihm seine Großmutter besorgt hatte. Mit dieser Sprühflasche konnte er seine sterile Folienkammer von innen her aussprühen, um Pilzsporen und Bakterien abzutöten. In der Folienkammer hatte er zuvor eine kleine Schale gestellt, in der eine Rasierklinge lag sowie

eine Pinzette aus dem Paket von Veerle und dem Professor.

Er nahm von ausgewählten Pflanzen junge Blätter und Austriebe. Zunächst legte er sie in eine Hypochloridlösung, danach in eine Alkohollösung in einem kleinen Glasbehälter, verschloss diesen mit einem Deckel und legte das Gefäß in seine Sterilkammer hinein. Die Kammer sprühte er wieder mit der Alkohollösung aus, um Keime, welche entweder durch die Luftbewegung, durch seine Hände oder am Glasgefäß sitzend in die sterile Kammer gelangt waren, abzutöten. Dann desinfizierte er sehr gründlich seine Hände mit Alkohol.

In der nun sterilen Kammer öffnete er das Glasgefäß, holte mit der Pinzette die verschiedenen Pflanzenteile aus der Desinfektionslösung heraus und legte sie in die Schale. Dort zerschnitt er sie in kleine Stücke und legte diese auf den Nährboden in einer sterilen Petrischale, die er aus dem Paket aus Wageningen geschickt bekommen hatte. Er legte den Deckel auf die Petrischale und wickelte etwas Folie darum. Jetzt hieß es warten. Nach vier Tagen war das Ergebnis zu sehen. Leider waren die Petrischalen mit Keimen übersät.

Amadou konnte sich dies nicht erklären, während Mahamadou darauf sofort eine Antwort wusste: »Das ist der Geist der Mango. Er schickt dir den Pilz, weil er nicht will, dass du die Mango klonst.«

Veerle informierte ihren Professor über die Arbeiten von Amadou.

»Das wundert mich nicht«, sagte er. »Denn wenn bereits der erste Versuch funktioniert hätte, dann könnte das ja jeder machen. Jetzt ist er gefordert, zu kämpfen und das ist unser eigentliches Experiment. Wir sollten dies während der Mittagspause im Aufenthaltsraum ausführlicher besprechen.«

Veerle ging wie besprochen zur Mittagszeit in den Aufenthaltsraum. Ihr Professor verspätete sich und so wurde sie von einer Professorin aus Boston angesprochen, die zu Besuch in Wageningen war und im Aufenthaltsraum verweilte. Gutgläubig und offen wie nun Veerle eben war, erzählte sie ihr die Geschichte von Amadou und Mahamadous Mango.

»Das finde ich sehr interessant, vielleicht besitzt er sogar einen einzigartigen Baum. Das könnten wir über einige Gensequenzierungen herausfinden. In den USA ist der Anbau von Mangos von großer wirtschaftlicher Bedeutung. Vielleicht steckt in dieser Mango eine Überraschung und wir könnten damit Millionen verdienen«, sagte sie zur allgemeinen Belustigung. »Der Junge soll einfach Material vom Baum schicken, möglichst viel.«

Veerle schickte Amadou eine E-Mail, worin sie ihm den Wunsch der Professorin erklärte. Amadou machte sich Gedanken darüber, was die Professorin aus Boston vorhaben könnte und

fragte Veerle: »Will sie mir wirklich helfen? Wird sie den wissenschaftlichen und einen potentiellen wirtschaftlichen Erfolg mit mir teilen oder ist sie nur auf sich fixiert?«

»Wenn du dir nicht ganz sicher bist, dann schick ihr nichts«, schrieb Veerle zurück. »Ich kenne diese Genetikerin nicht gut. Sie ist sicherlich sehr an ihrer Karriere orientiert. Mir ist auch unklar, ob sie uns wirklich helfen will oder nur die Chance wittert, an eine einzigartige Variante einer Mango zu kommen.«

Amadou suchte das Gespräch mit seinem Großvater und erzählte ihm vom Angebot der Genetikerin aus Boston.

»Du kannst aus der Ferne nicht über sie urteilen«, sagte er vorsichtig. »Es ist schwer, von wenigen Beobachtungen ausgehend den Charakter eines Menschen zu erkennen. Wenn sie ihre egoistischen Ziele verfolgt, dann muss das grundsätzlich nicht negativ sein. Entscheidend ist doch, wie dieser Mensch sich anschließend verhält, wenn das Projekt erfolgreich ist, ob sie bereit ist, den Erfolg mit dir zu teilen oder dich nur benutzt hat, um ihren Ruhm zu mehren.«

Mahamadou lehnte sich gemütlich an den Baum und richtete seine Augen zum Himmel. Normalerweise ließ das Blätterdach einer Mango wenig Licht durch. Das war bei Mahamadous Mango ganz anders. An einigen Stellen hatte sie noch ein Blätterkleid, das teilweise vor Sonne und

Regen schützte, dagegen waren einige andere Stellen schon recht karg und mit wenig Blättern besetzt. Deswegen schien die Sonne direkt in Mahamadous Gesicht. Er hielt sich die Hand vor die Augen, überlegte einige Minuten, schaute Amadou an und sagte selbstsicher. »Du schaffst es auch ohne Unterstützung durch die Genetikerin, da bin ich mir ganz sicher.«

Nun war sein Großvater absolut kein Experte für Gewebekultur und Genetik. Die Bestimmtheit seiner Worte machte Amadou aber zuversichtlich. Sofort nahm er Material von verschiedenen Pflanzen, desinfizierte das Material mit diversen Alkoholen, mit Hypochlorid- und mit Desinfektionslösungen aus dem Paket von Veerles Professor, wie sie auch in Kliniken verwendet werden.

»Wichtig ist nur, dass du steril arbeiten kannst«, hatte ihm Veerle geschrieben und dass es egal sei, welche Pflanzen er verwende. Er solle sich sterile Arbeiten als Zwischenziel nehmen. »Denk bitte in einzelnen Schritten«, hatte sie ihm in der letzten E-Mail geschrieben.

Aber auch diese Kulturen wurden allesamt durch kontaminierende Pilze vernichtet.

Tambouras Wutanfall

Wieder vergingen Tage, bevor Mahamadou ungestört mit Amadou unter der Mango saß.

»Großvater, wie konntest du die Verfolger abhängen?« wollte Amadou wissen.

»Das war sehr schwierig. Zuerst suchte ich mir in einem Tal ein Versteck. Leider war es eine Sackgasse, links und rechts ragten Felswände empor, die ich unmöglich überwinden konnte, ohne von den Verfolgern gesehen zu werden. Dabei war das Tal wunderschön, mit üppigem Grün, viele Vögel flogen herum. Ein Ort, wie ich mir das Paradies vorstelle«, schwärmte Mahamadou.

»Zunächst versuchte ich, mich hinter Gestrüpp zu verstecken, doch ich sah die Verfolger kommen. Sie verteilten sich auf die ganze Breite des Tales, um mich zu suchen. Von Stein zu Stein hüpfend versuchte ich, keine verdächtigen Spuren im Sand zu hinterlassen. Das Tal machte eine Biegung nach rechts. Ich beeilte mich, denn nach der Biegung konnte ich mich wieder aufrichten und laufen, ohne dass die Gefahr bestand, dass meine Verfolger mich sehen konnten. Ich rannte und rannte. Plötzlich hörte die Vegetation auf, zudem hörte ich auch keine Vogelstimmen mehr und nach etwa 100 Metern endete das Tal. Ich sah mich schon den Verfolgern ausgeliefert, denn wohin sollte ich laufen? Hinter einem großen Steinhockend, malte ich mir bereits in den schreck-

lichsten Bildern aus, was sie mit mir anstellen würden.

Lange hatte ich nichts mehr getrunken, ich war schon sehr ausgetrocknet. Durch meine Augen sah ich nur noch sehr verschwommen die Umgebung und ich befürchtete, bald ohnmächtig zu werden. Verzweifelt suchte ich nach einer Möglichkeit, mich zu verstecken, aber am Ende des kleinen Tals türmten sich nach drei Seiten die Felsen hoch empor. Von der offenen Seite hörte ich bereits die Verfolger. Schweiß lief mir von der Stirn in die Augen hinein, welche sofort anfangen schmerzhaft zu brennen. Gerade in dem Moment, als ich versuchte, mir den salzigen Schweiß aus den Augen zu wischen, sah ich nur wenige Meter von mir entfernt einen kleinen Baum direkt an der Felsmauer stehen. Er war kaum einen Meter hoch, bizarr gewachsen und nur von wenigen Blättern bekleidet, inmitten der sonst toten Umgebung.

Meine Augen verharrten auf dem Baum. Es kam mir vor, als wenn er sich leicht bewegte und ich spürte, dass er mir etwas sagen wollte. Nicht mit Worten, denn Bäume können bekanntlich nicht so sprechen wie wir, aber er sprach durch seine Bewegung, obwohl kein Wind zu spüren war. Auch ich fing an, ganz langsam zu schwanken, denn ich war kurz davor, das Bewusstsein zu verlieren. Plötzlich sah ich direkt hinter dem Baum ein Loch in der Felsmauer.

Ohne lange zu überlegen, bewegte ich mich auf den Baum zu und es fühlte sich an, als ob dies eine Ewigkeit dauerte. Ich verspürte keine Angst mehr, sondern ein positives, glückliches Gefühl, als ich auf ihn zulief. Ich streifte mit meinem rechten Arm einen kleinen Zweig des Baumes, fiel auf die Knie und kroch in die enge Höhle hinein. Wenige Sekunden später bin ich wohl ohnmächtig geworden.

Als ich wieder erwachte, hörte ich Stimmen von erbosten Männern. Jetzt merkte ich, dass die Höhle sehr klein war und dass man meine Beine durchaus von draußen hätte sehen können, deshalb zog ich meine Beine fest an den Körper. Das war unbequem, aber die Höhle war nur etwa einen Meter tief, gerade so, dass ich mich ganz klein machen musste, um mich hineinquetschen zu können.«

»Wie mag diese Höhle entstanden sein?«

»Regenwasser vom Berg muss über viele Jahre in den Fels eingesickert sein und dadurch die Höhle geformt haben. Mir war klar, wenn jemand seinen Kopf durch den Höhleneingang steckte, dann hätte dieser mich sofort gesehen.

Hier ist er nicht, hörte ich einen der Männer rufen, aber ich konnte nicht an der Stimme erkennen, ob es nun der Heiler war oder einer der beiden anderen Männer. *Den bringe ich um*, sagte einer der Männer, der völlig außer Atem war. *Habe ich euch nicht gesagt, dass er nicht in dieses Seitental gelaufen*

ist, hörte ich den Heiler rufen, den ich diesmal gut an seiner tiefen und markanten Stimme erkennen konnte. *Vielleicht haben wir uns geirrt*, bekam er als Antwort.

Merkt ihr etwa nicht, dass es hier unheimlich ist? fragte plötzlich der Heiler mit einer unsicher klingenden Stimme. *Weder die Vögel singen, noch wachsen hier Pflanzen, nur dieser verkrüppelte Baum*, sagte ein anderer Mann, der direkt vor der Höhle stand. An seinem Schatten, der sich im Sand direkt vor dem Höhleneingang abbildete, konnte ich erkennen, dass er eine Machete in der Hand hielt und damit mehrfach in die Luft schlug. Dieser Mann war es gewesen, der mich als Hexer bezeichnet und behauptet hatte, dass ich auch für die letzte schlechte Ernte im Dorf verantwortlich war. Alle nannten ihn Tamboura und er war aufgrund seiner Brutalität im ganzen Dorf bekannt.

Wieder und wieder schlug er aus Wut um sich, diesmal konnte ich am Schatten erkennen, dass er auf den kleinen Baum zielte, aber er muss wohl die Distanz falsch eingeschätzt haben, denn er schlug mit der Machete vorbei, die nur leicht die Rinde des Stammes streifte.«

Mahamadou zeigte an eine Stelle des Stammes seiner Mango. Dort war nicht viel zu erkennen, aber Amadou nickte zustimmend, denn er vertraute seinem Großvater.

»Was passierte dann?« fragte Amadou, der vor lauter Spannung nicht mehr warten konnte. Sein

Großvater goss behutsam Wasser in seinen Becher und trank langsam einen Schluck daraus.

»Als Tamboura den Baum verfehlte, lachten die anderen Männer ihn aus. Einer, den ich nicht an seiner Stimme erkennen konnte, meinte, wenn Tamboura nicht einmal den kleinen Baum abschlagen könne, wie sollte er dann den Kopf von Mahamadou, also meinen Kopf, abschlagen.«

Mahamadou amüsierte sich, als ob er in die Rolle der lachenden Männer verfallen würde. Amadou dagegen hatte das Bild vor Augen, wie Tamboura den Kopf seines Großvaters abschlug und ihm war dabei alles andere als zum Lachen zu Mute.

Mahamadou trank noch einen Schluck, schüttelte lachend den Kopf und erzählte weiter. »Die Männer lachten noch sehr lange, was Tamboura sicherlich noch wütender machte. Er muss dann wohl versucht haben, mit voller Wut im Bauch mit seiner Machete den Baum abzuschlagen, gesehen habe ich es aber nicht. Ich hörte nur ein klirrendes Geräusch, als wenn er mit voller Wucht einen vor dem Baum liegenden Stein traf. Dabei brach etwa ein Drittel der Klinge ab und traf wohl den daneben stehenden Heiler am Bein, der anschließend laut anfang zu fluchen.«

Mahamadou musste lachen und schlug sich dabei mehrmals auf den Oberschenkel.

»Hat sich der Heiler wenigstens ordentlich verletzt?« fragte Amadou und blickte freudig zu seinem Großvater auf.

»Das konnte ich nicht sehen, aber ich hörte wie Steine auf die Felsmauer schlugen. Vermutlich hat er Tamboura mit Steinen beworfen. Ich konnte ihn nicht sehen, aber ich hörte ihn fluchen.«

Nicodeme gesellte sich zu ihnen. »Wer hat denn Steine geschmissen?« fragte er neugierig, denn offensichtlich hatte er den letzten Satz von seinem Vater mitgehört.

»Na ja, ich erzähle meinem Enkel nur etwas von früher«, sagte Mahamadou zu seinem Sohn.

»Das ist interessant!« sagte Nicodeme verblüfft. »Mir wolltest du früher nie etwas aus deinem Leben erzählen.«

»Hat es dich denn wirklich interessiert?«

»Doch sicher. Als ich im Alter von Amadou war, da habe ich mich schon gefragt, woher du kommst und was du früher so gemacht hast. Wenn meine Mutter mir nichts erzählt hätte, dann wüsste ich von dir nicht viel.«

»Was hat sie denn erzählt?« fragte Mahamadou verwundert.

»Sie hat erzählt, wie sie dich zum ersten Mal gesehen hat, dass sie sofort in dich verliebt war, aber ihr Vater wollte die Begegnungen mit dir verhindern, weil du nicht von hier kamst.«

»Ja, das stimmt!« bestätigte Mahamadou schmunzelnd. »Sie hat sich aber nicht daran gehal-

ten und sich später mit der Heirat gegen ihre Eltern durchgesetzt.«

»So wie heute noch. Kommt, lass uns ins Haus gehen, sonst bekommen wir Ärger mit ihr. Das Essen ist bestimmt schon fertig.«

Er wartete, bis Mahamadou und Amadou aufgestanden waren und dann gingen sie zu dritt ins Haus.

versandkostenfrei bei: buch@gesinas.de
Preis: 6,99 € ISBN: 978-3-944929-01-9

Fasnet

Laurette war sehr aktiv in einer Anti-Atomkraft-Bewegung engagiert, die sich sowohl gegen die zivile als auch gegen die militärische Nutzung der Atomenergie aussprach. Sie hatte sich mit einer Gruppe von Menschen vernetzt, die Proteste organisierten, kritische Berichte für die Medien schrieben und Einfluss auf Politiker nahmen.

Als sie mit Richard an einem späten Abend über die Möglichkeit diskutierte, Amadou zu unterstützen, erinnerte sich Laurette daran, dass sie aus der Anti-Atomkraftbewegung einen Wissenschaftler aus Deutschland kannte, der ihnen während einer Demonstration am Atomkraftwerk in Fessenheim im Elsass, einer französischen Region, die an Deutschland grenzt, erzählt hatte, dass er an der künstlichen Herstellung von Hormonen für Pflanzen arbeite.

»Das war der Wolfgang aus Freiburg«, erinnerte sich Richard. »Der ist doch Chemiker, vielleicht kann er uns helfen?«

Richard schrieb umgehend ein paar Zeilen an Wolfgang und am anderen Tag bekam er schon eine Antwort.

»Im Moment arbeite ich zwar nicht mehr an Pflanzenhormonen«, so schrieb Wolfgang, »aber ich kenne einen guten Kollegen, der ganz neue synthetische Hormone herstellt. Er wird sicherlich Amadou etwas von seinem neuen Hormoncock-

tail schenken. Ich melde mich, sobald ich mit ihm gesprochen habe.«

Es dauerte ein paar Tage, bis Wolfgang wieder eine E-Mail schrieb. »Entschuldigt bitte die verspätete E-Mail, aber bei uns in Freiburg haben die Vorbereitungen für die traditionelle alemannische Fasnet, eine Art Fasching, begonnen. Ich beteilige mich aktiv und wir haben im Vorfeld unsere Narrentreffen und kleinere Auftritte. Am Rosenmontag, wenn woanders der Karneval gefeiert wird, haben wir unseren großen Narrenumzug in Freiburg. Übrigens, mein Kollege hat die Phytohormone für euch fertig und ich kann sie jederzeit an euch verschicken.«

»Wie wäre es, wenn wir am Montag nach Freiburg fahren, uns den großen Narrenumzug anschauen und anschließend die Phytohormone mitnehmen?« fragte Richard Laurette völlig überraschend. »Ich interessiere mich schon lange für die alemannische Fasnet.«

Sie war damit einverstanden und sie verabredeten sich mit Wolfgang an einen Treffpunkt in der Innenstadt von Freiburg.

So fuhren Laurette und Richard am besagten Montag mit dem Auto von Lyon mehr als 400 km nach Freiburg, das im Südwesten von Deutschland, ganz nahe an der französischen und an der schweizerischen Grenze liegt, um das Treiben der Narren zu erleben.

Sie wollten Wolfgang so gegen 16 Uhr am Schwabentor in der Innenstadt von Freiburg treffen. Um 14 Uhr begann der große Umzug. Ein buntes Treiben von Narren mit den traditionellen Holzmasken verkleidet. Viele sahen aus wie Teufel und Hexen und benahmen sich auch so.

»Ähnliche Masken sahen wir doch auch auf unseren Reisen durch Afrika. Dann gibt es doch mehr Gemeinsamkeiten zwischen den Menschen, vom deutschen Schwarzwald bis nach Schwarzafrika«, meinte Laurette zu Richard, als eine Gestalt mit einer schrecklich gruseligen Hexenmaske auf sie zukam. Die Hexe wollte sie unbedingt umarmen und obwohl Laurette sich wehrte, ergriff die Hexe sie und hielt sie ganz fest in ihren Armen. Laurette reagierte erschrocken und amüsiert zugleich. Richard schaute zu und feuerte Laurette an, sich zu wehren. Tatsächlich, nach einiger Zeit des Ringens wurde die Hexe müde. Plötzlich nahm sie die Maske ab und Wolfgangs Gesicht kam zum Vorschein.

»Es ist schön, euch zu sehen«, sagte er und wischte sich den Schweiß von der Stirn, obwohl es mitten im Winter noch sehr kalt war. »Unter der Maske muss ich ordentlich schwitzen. Jetzt brauche ich etwas zu trinken. Ich kenne ein nettes Lokal, lass uns doch dort hingehen.«

Als sie das Lokal gefunden hatten, suchten sie ein Plätzchen, um sich unterhalten zu können. Dies war gar nicht so einfach, denn die meisten

Gäste im Lokal waren in heiterer und ausgelassener Stimmung.

»Wie hat euch der Umzug gefallen?« wollte Wolfgang wissen.

»Wunderbar, einmalig, es hat sich auch deswegen gelohnt, den weiten Weg zu fahren«, sagte Richard, »und Laurette hat viele Fotos von den kuriosesten Gestalten gemacht.«

Laurette stimmte zu und ergänzte amüsiert: »Ich hätte gerne mehr Fotos machen wollen, aber die Hexen und Teufel haben mich immer wieder verjagt, wenn ich ihnen mit der Kamera zu nahe kam.«

Laurette und Richard erzählten Wolfgang ausführlich von den Erfolgen, die Amadou erzielen konnte, von Veerle und den Reagenzien aus Wageningen, aber auch von den Problemen mit der Vermehrung von Mahamadous Mango. Wolfgang war fasziniert von dem Projekt und erzählte seinerseits von seinem Kollegen, der sich mit ganz neuen Pflanzenhormonen beschäftigte.

»Wenn er unerkant bleiben kann, dann wird er uns den Hormoncocktail geben. Ihr müsst die Flüssigkeit nur sicher und gekühlt nach Gorom-Gorom transportieren lassen«, erklärte er und telefonierte umgehend mit seinem Kollegen.

»Er ist im Labor und verpackt gerade die Pflanzenhormone. Wenn ihr wollt, können wir sie gemeinsam abholen gehen.«

So gingen sie von der Innenstadt zum Botanischen Garten, an dem sich einige Gebäude der Universität befanden. Unterwegs überquerten sie eine Markierung auf der Straße, die kunstvoll mit Mosaiksteinen gestaltet war.

»Das ist der 48te Breitengrad, der quer durch Freiburg geht«, erklärte Wolfgang. »Dieser Breitengrad bildet auch teilweise die Grenze zwischen den USA und Kanada.«

»Wirklich, das war mir nicht bewusst«, wunderte sich Richard. »Hier ist es doch viel wärmer als im Grenzgebiet zwischen den USA und Kanada. Ob es daran liegt, dass die kalte polare Luft aus der Arktis in Skandinavien durch die dortigen Gebirge abgebremst wird? Oder vielleicht liegt es auch an den Luftströmungen?«

Darauf wusste niemand so recht eine Antwort. Nach kurzer Zeit erreichten sie den Botanischen Garten und weil die Sonne bereits untergegangen war, wurde dieser künstlich beleuchtet.

An einem hohen Gebäude blieben sie stehen.

»Ich hole für euch die Pflanzenhormone. Bleibt bitte so lange im Botanischen Garten und schaut euch etwas um. Es wächst in dieser kalten Jahreszeit zwar nicht viel, aber die ersten Vorboten des kommenden Frühjahrs könnt ihr im Schein der Laternen erkennen«, sagte Wolfgang und verschwand in das angrenzende Gebäude der Universität. Schon nach 15 Minuten kam er mit einer weißen Styroporbox wieder heraus.

»In der Box sind die Hormoncocktails und eine Beschreibung für Amadou. Ihr müsst versuchen, die Hormone gekühlt zu transportieren. Bevor ihr diese Box verschickt, friert bitte die speziellen Kühlelemente, die sich in der Box befinden, bei etwa minus 20 Grad ein und legt sie vor dem Versand in die Box. Das sollte für drei Tage halten. Sagt bitte Amadou, er solle, wenn möglich, die Hormone auch einfrieren oder zumindest sehr kühl lagern. Dann sind sie für Jahre haltbar. Die Hormone sollte er flüssigem, aber nicht zu heißem Agar zumischen und die Gefäße anschließend in ein Wasserbad stellen, damit sie sich in der Mittagshitze nicht so aufheizen.«

Sie gingen mit dem Paket zurück in die Stadt zum Auto von Laurette und Richard. Als sie die Transportbox im Auto verstauten, sagte Wolfgang: »Das ist vermutlich der beste Pflanzenhormoncocktail, den es derzeit gibt. Wenn dieser Cocktail nicht funktioniert, dann finde ich auch keine vernünftige wissenschaftliche Erklärung für das Phänomen mit der Mango von Amadous Großvater.«

Gleich am nächsten Tag fand Laurette ein Logistikunternehmen, das ihr versprach, gegen ein hohes Entgelt, das Paket gekühlt nach Gorom-Gorom zu bringen. Zusammen mit dem Logistiker machte sie einen Plan.

»Am Montag zur Mittagszeit wird das Paket bei ihnen abgeholt, damit es über Nacht nach Burkina

Faso geflogen werden kann«, sagte der Spediteur. »Am Dienstag ist es in Ouagadougou und wird dort am Flugplatz in einem Kühllager eingelagert, bis die Zollformalitäten erledigt sind. Dann fährt ein Fahrer das Paket nach Gorom-Gorom. Wie lange der Transport genau dauert, hängt vom Zoll ab. Aber wir garantieren, dass das Paket während der Verweilzeit im Zoll gekühlt bleibt, bis es an Amadou Quédraogo persönlich übergeben werden kann.«

Am Dienstag bekam Amadou eine E-Mail von Laurette, worin sie ihm genau erklärte, was sie durch den Kontakt zu Wolfgang in Deutschland erreicht hatte und dass das Paket vermutlich schon in Burkina Faso sei. »Schick mir doch eine E-Mail, wenn das Paket bei dir angekommen ist.«

Und tatsächlich! Als Amadou am Freitag von der Schule kam, wartete ein Fahrer eines Transportunternehmens vor dem Haus auf ihn. Mahamadou und einige Nachbarn unterhielten sich schon mit dem Fahrer, der das Paket nur einem Amadou Quédraogo persönlich aushändigen wollte und warteten jetzt alle ganz gespannt, was passieren würde.

»Ein Paket aus Frankreich, aus Lyon«, sagte der Fahrer.

Der Inhalt war komplett gekühlt und Amadou fand eine orange leuchtende Box mit 20 Gefäßen mit Pflanzenhormoncocktails. Dazu ein in englischer Sprache verfasstes Protokoll, in welchem

stand, dass Amadou einmal die Konzentration 1:10.000 und 1:50.000 einsetzen sollte und dass die Hormone bereits portioniert seien, jeweils für einen Liter Nährlösung. Weiterhin war ein persönlicher Gruß beigefügt: »Damit kannst du 1.000, ja vielleicht sogar 10.000 Pflanzen vermehren. Ich wünsche dir dabei viel Erfolg«.

»Das sind die besten Pflanzenhormone, die es gibt«, verkündete Amadou stolz. »Mit diesen Hormonen kann ich fast alle Pflanzen der Welt vermehren.« Ihm war seine letzte Aussage etwas peinlich, denn so hatte Laurette das in der E-Mail nicht behauptet. Sie hatte nur gesagt, dass Wolfgang überzeugt sei, dass sein Kollege vermutlich weltweit den besten Pflanzenhormoncocktail entwickelt hätte. Aber Amadous selbstbewusste Aussage, das große Paket aus Lyon, der Transporteur, der das Paket nur dem Jungen aushändigen wollte und die neuartigen Phytohormone aus Deutschland, das machte einen großen Eindruck auf die Umstehenden, die diese Nachricht in großer Eile in Gorom-Gorom verbreiteten.

Mahamadou weinte, als er mit Amadou ins Haus ging, um einen kühlen Platz für die Hormone zu suchen. »Du machst mich so glücklich«, sagte er. »Du betreibst so einen großen Aufwand, so viele Menschen in der Welt helfen dir, damit du meine Mango klonieren kannst. Ich bin so sehr gerührt, dass ich kaum Worte finde, dir das zu sagen.«

Einer von uns

Noch am gleichen Tag setzte Amadou neuen sterilen Agar an und wie beschrieben mischte er zu der erkalteten, aber noch flüssigen, Agarnährlösung, portionsweise den Hormoncocktail hinzu. Daraus machte er mehrere Gläser, für Mahamadous Mango und eine süße Mango, die die Großmutter so gerne mochte, als Kontrollversuch. Er vermerkte das Datum des Versuches und verwendete ein P für Projekt und eine laufende Nummer, um seine Versuche systematisch zu dokumentieren. Den neuen Gläsern mit den Hormoncocktails für Mahamadous Mango gab er die Nummer P274 mit der Hormonkonzentration 1:10.000 und P275 mit der Hormonkonzentration 1:50.000. Von der Agarnährlösung 1:10 hatte er etwas mehr angesetzt. Gerade wollte er den Rest wegwerfen, als ihm einfiel, er könnte diesen Rest mit einem Rest Agarnährlösung mischen, den er beim Ansetzen mit den Hormonen aus Wageningen noch übrig hatte und die er auch als Kontrolle eingesetzt hatte. So erhielt er ein weiteres Glas, das die Nummer P276 bekam, wo nun alle Hormone, die er zur Verfügung hatte, zusammen vereint waren.

Es fiel ihm schwer, von Mahamadous Mango, die nur noch wenige Blätter hatte, die drei vitalsten abzuschneiden, aber sein Großvater bestätigte ihm, dass er schon das Richtige machen

würde, auch wenn er den Erfolg nicht garantieren könne.

Die nächsten Stunden verbrachte er damit, die Blätter vorsichtig zu desinfizieren und unter seiner selbstgebauten sterilen Zellkulturkammer in kleine Portionen mit einem sterilen Skalpell und einer Pinzette zu zerteilen. Direkt nach dem Zerteilen überführte er die Pflanzenteile zu je fünf bis acht Stücken in die sterilen Gläser mit Agar und Pflanzenhormonen, indem er die Blattstücke auf das Agar auflegte oder leicht eindrückte.

Es war schon später Abend geworden und Amadou musste sich beeilen, um Laurette noch eine E-Mail zu schreiben und über den erfolgreichen Transport der Pflanzenhormone und über die bereits angesetzten Gewebekulturen zu berichten.

Zum Schluss der E-Mail stellte er Laurette eine Frage, die ihn über den ganzen Tag beschäftigt hatte: »Warum haben Wolfgang und sein Kollege mir geholfen? Wenn die Freiburger eine neue wertvolle und einzigartige Hormonmischung besitzen, wieso geben sie mir davon etwas ab?«

Die Antwort auf seine E-Mail kam erst zwei Tage später. Laurette zeigte sich erfreut über Amadous E-Mail, aber auf seine Frage, warum andere Menschen sich für ihn so engagierten, wollte sie sich nicht so recht äußern.

»Das kann ich dir heute nicht in Einzelheiten erzählen«, schrieb sie. »Vielleicht erzähle ich es dir später, wenn du alt genug dafür bist.«

»Alt genug bin ich«, schrieb Amadou postwendend zurück, denn die Antwort von Laurette ärgerte ihn ein wenig. Warum glauben alle, ich sei zu jung? Schließlich habe ich es geschafft, Mangos zu klonieren!«

Laurette hatte die Verärgerung aus der E-Mail herauslesen können, trotzdem musste Amadou noch einen weiteren Tag auf ihre Antwort warten, in der sie schließlich versuchte, ihm den Sachverhalt zu erklären.

»Ich gehöre einer Gruppe von Menschen an, die sich weltweit für nachhaltige Bildung engagieren. Unser Leitmotiv wurde in englischer Sprache als **GLOBAL EDUCATIONAL SUSTAINABILITY INTEGRATED NETWORK ACTIVITIES** formuliert. Abgekürzt nennen wir uns daher *GESINAS*. Wir sind Menschen, die davon überzeugt sind, dass die Welt besser wird, wenn sich die Menschen mehr Wissen aneignen und dieses Wissen zukunftsfähiger ist, wenn sie sich untereinander vernetzen, um dieses Wissen gemeinsam zu teilen.«

»Wir hatten mehrfach großes Glück«, schrieb sie weiter. »Sowohl die beiden Freiburger Forscher gehören zu den *GESINAS* als auch Veerle, mit der ich schon einmal zusammen in einem Projekt gearbeitet habe. Daher wusste ich, dass sie sich

mit Pflanzenkulturen beschäftigt und ich wusste auch, dass sie uns sofort helfen würde. Und Wolfgang kannte ich aus einem anderen Projekt, wo wir uns gegen die risikobehaftete Atomkraft engagiert haben. Dieser kannte wiederum einen Kollegen, der seinen Namen nicht nennen will, ein sogenannter *under-cover-GESINAS*.«

Amadou war begeistert. Sich vorzustellen, dass er mit mehreren Mitgliedern dieser Organisation in direktem und indirektem Kontakt stand, faszinierte ihn ungemein. Er träumte in der Nacht davon und stellte sich fantasievoll vor, einer von ihnen zu sein.

»Wie kann ich ein *GESINAS* werden?« fragte er am nächsten Tag in einer E-Mail an Laurette.

»Es ist eigentlich sehr einfach. Du solltest zunächst mit uns im Netzwerk arbeiten und bereit sein, dein Wissen mit anderen Menschen zu teilen. Dann wirst du irgendwann automatisch ein *GESINAS*. Du kennst bereits einige von uns, Wolfgang, Wolfgangs Kollegen, Richard, Veerle und natürlich mich.«

»Kann ich wirklich ein *GESINAS* werden? Vielleicht mögen sie mich nicht, weil ich ein schwarzer Junge aus Gorom-Gorom bin.«

»Weder dein Alter, deine Hautfarbe, Nationalität, dein Geschlecht, noch die Religionsangehörigkeit oder sonstige Gesinnung spielt bei uns eine Rolle. Um einer von uns zu sein, musst du nur bereit sein, dein Wissen wenigstens teilweise mit an-

deren Menschen zu teilen und anderen Menschen dadurch zu helfen. So war Veerle ohne langes Zögern bereit, dir zu helfen, weil ich sie darum bat, dies zu tun. Und auch Wolfgang sagte zu, als wir ihn anschrieben. Fang doch einfach an und hilf mit deinem Wissen anderen Menschen!«

»Laurette, ich werde mein Wissen mit anderen Menschen teilen. Aber als ich versucht habe, in der Schule darüber zu reden, wurde ich ausgelacht«, schrieb Amadou am nächsten Tag zurück.

»Das kenne ich nur zu gut«, antwortete Laurette. »Denke bitte daran. Wir sind keine Missionare. Wir wollen niemandem unser Wissen aufzwingen, sondern nur unser Wissen anbieten. Schau genau hin, welche Probleme die Menschen in Gorom-Gorom haben und wenn du glaubst, du könntest jemandem durch dein Wissen helfen, dann biete ihm das an. Wenn es im ersten Anlauf nicht funktioniert, dann sei bitte nicht sofort beleidigt und frustriert. Versuch es wieder und wieder. Hab Geduld. Wenn du selbst nicht helfen kannst, vielleicht kannst du unter uns jemanden finden, der dich bei deinem Anliegen unterstützt. So wollte ich dir helfen, aber von der Pflanzenwissenschaft und von Pflanzenhormonen verstehe ich nichts. Dadurch, dass ich im Netzwerk Kontakte mit Veerle, Wolfgang und Wolfgangs Kollegen hatte, konnten wir dich gemeinsam unterstützen.«

»Morgen fange ich gleich damit an, einer von euch zu sein«, schrieb Amadou zurück.

»Darüber bin ich sehr glücklich, denn dann besitzen wir eine weitere Gemeinsamkeit. Wir sind dann beide *GESINAS*.«

versandkostenfrei bei: buch@gesinas.de
Preis: 6,99 € ISBN: 978-3-944929-01-9

Inhaltsverzeichnis

Gorom-Gorom	7
Mahamadou	13
Der geheimnisvolle Kräutertee	22
Woher kommst du?	32
Laptop	40
Kommunikation	47
Die Sklavin	58
Mangos	67
Flucht	78
Vermehrung	85
Okulation	96
Veerle	101
Amadous Sterilkammer	111
Tambouras Wutanfall	118
Der Zweig der Mango	125
Studium	133
Wissenschaftler	140
Gewebekulturen	145
Fasnet	149
Einer von uns	157
Klone der Mango	163
Geisterwanderung	171
Abschied	175
Die Mango seines Lebens	183

Phantom des Gewissen

von Bernard Gesinas

Huldra - Zeitkapsel - Angststörung - geheime Daten - Halifax - Victoria

Anne ist Informatikerin. Sie ist für eine Firma tätig, die eng mit dem Geheimdienst zusammenarbeitet und hat eine Affäre mit ihrem Chef.

Seit frühester Kindheit leidet Anne unter unkontrollierbaren Ängsten. Als sie sich eines Tages selbst in eine Paniksituation manövriert, reagiert sie mit einer Kurzschlussreaktion, kündigt ihren Job und flieht, mit vielen geheimen Daten im Gepäck, auf ihrem Segelboot auf das offene Meer.

Was sie noch nicht weiß, in ihrem Körper entsteht eine todbringende Krankheit.

Der Kampf gegen ihre äußeren und inneren Feinde bringt Anne an die Grenzen, die ein Mensch erreichen kann.

Kann sie diesen Kampf gewinnen?

Bestellen bei: buch@gesinas.de Preis: 6,99 €
ISBN: 978-3-944929-02-6 www.gesinas.de

Der Wein vom Dach der Welt

von Bernard Gesinas

Florenz – Stockholm – Felsenhonig –
Stammzellforschung – Annapurna

Giovanni ist Weinhändler. Er lebt mit seiner Familie in Florenz.

Sein Leben ist fast perfekt bis zu dem Tag, an dem er von Marina erfährt, dass seine uneheliche Tochter in Stockholm ermordet wurde und er überdies befürchten muss, dass sein jahrelanges Doppelleben an die Öffentlichkeit kommt.

Ein junger Stammzellforscher wird wegen des Mordes verhaftet und verurteilt. Giovanni glaubt aber nicht an die Schuld des Mannes. Er fliegt an den Ort des Geschehens und versucht, den Fall aufzuklären. Dabei gerät er in einen Konflikt zwischen Recht und Gerechtigkeit.

Wie er letztlich sein Glück am Fuße des Annapurna-Massivs findet, wird der Leser selbst herausfinden.

Bestellen bei: buch@gesinas.de Preis: 6,99 €
Erhältlich 2014 www.gesinas.de

Lügendgeschichten im Schatten der Frauenkirche

von Bernard Gesinas

Hanami – Kirschblüten – Hiroshima
– Semperoper – Inferno – Täuschung

Sakura besucht zusammen mit ihrer Freundin den Hanami, das Kirschblütenfest, in Hiroshima. Was im Friedenspark in Hiroshima als harmonisches Bild von blühenden Kirschbäumen beginnt, endet in Dresden in einem Rausch von Gefühlen und in einem Meer von Lügen und Täuschungen.

Als sie einen dementen alten Mann trifft, der von sich behauptet, den Dritten Weltkrieg verhindert zu haben, verändert sich ihr Leben schlagartig. Sie begibt sich auf eine lange Reise auf die Suche nach der Wahrheit.

Was ist die Wahrheit? Was ist Lüge? Wer manipuliert? Wer täuscht?

Doch dann verliebt sich Sakura in einen jungen Mann, der für einen deutschen Geheimdienst arbeitet. Er ist ein Meister der Täuschung.

Kann sie ihm vertrauen?

Bestellen bei: buch@gesinas.de Preis: 6,99 €

Erhältlich 2014 www.gesinas.de

GESINAS-Stiftungs-Projekt

Zweck des Stiftungsprojektes ist die Förderung von nachhaltiger Bildung und Erziehung sowie von Kommunikation und Wissenstransfer.

Der Stiftungsprojektname GESINAS leitet sich von *GLOBAL EDUCATIONAL SUSTAINABILITY INTEGRATED NETWORK ACTIVITIES* ab.

Die Stiftungsidee ruft Sie als Leser auf, etwas von ihrem Wissen für andere Menschen zur Verfügung zu stellen.

Nun wird sich so mancher Leser fragen, was er denn beitragen könnte.

Häufig wissen wir mehr als wir zu wissen glauben. In der Welt um uns herum gibt es viele Menschen, die unser Wissen und unsere Erfahrungen dringend benötigen, um ihre Lebenssituation zu verbessern.

GESINAS möchte zwischen Menschen vermitteln mit dem Ziel, die Welt ein wenig lebenswerter zu gestalten.

Sprechen Sie mit uns: gesinas@gesinas.net

www.gesinas.net

GESINAS Bücher

SPANNUNG

FREUDE

ERLEBNIS

WISSEN

ENGAGEMENT

Bücher, die man gerne liest,
Bücher, die man gerne schenkt!

Oder sich schenken lässt!

GESINAS

GESINAS

GESINAS Taschenbuch

© 2013 GESINAS Verlag
Alle Rechte vorbehalten.

Alle Personen und Namen sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind
zufällig und nicht beabsichtigt.

Umschlaggestaltung: Bernard Gesinas

Druck und Bindung: CPI, Leck
Printed in Germany

Originalausgabe: August 2013

GESINAS Verlag, Bösel

ISBN: 978-3-944929-01-9

GESINAS

Dieses Buch ist im Stil eines *science-in-fiction-and-life*-Romans geschrieben. Die Geschichte sowie die Personen und deren Namen sind frei erfunden. Jedoch, die Welt, in der dieser Roman spielt, könnte real sein, denn viele Probleme bestehen in ähnlicher Form und einige Lösungsansätze könnten Menschen im richtigen Leben tatsächlich helfen.

GESINAS leitet sich von *GLOBAL EDUCATIONAL SUSTAINABILITY INTEGRATED NETWORK ACTIVITIES* ab. Es ist nicht nur ein Pseudonym, das ich als Autor gewählt habe, es ist auch zu einem vielschichtigen Projekt geworden, das unter anderem einen eigenen Verlag ins Leben gerufen hat.

Zusätzlich soll eine GESINAS-Stiftung den Wissenstransfer innerhalb von Netzwerken, mit dem Ziel, dass sich Menschen gegenseitig helfen, fördern. Hinter den Büchern von Bernard Gesinas stecken nicht nur fiktive Geschichten sowie der Wunsch und die Hoffnung, die Welt ein wenig zu verbessern, sondern auch Gefühle und die Beobachtungen, die sich im Laufe eines Lebens ansammeln.

In einer Welt, in der Egoismus dominiert, soll GESINAS ein kleines Licht sein, in der Hoffnung, dass viele kleine Lichter zusammen unterschiedliche Wege ausleuchten und uns erkennen lassen, was für uns und unsere Mitmenschen wichtig ist. Individualismus, Egoismus und der Wunsch nach Anerkennung sind sehr menschliche Eigenschaften. Sie diktiert erheblich unseren Alltag und beeinflussen viele Menschen um uns herum. Sich davon beherrschen zu lassen, so erfahren wir täglich, reicht uns aber nicht aus, um wirklich glücklich zu sein. Es fehlt etwas, was uns ausgeglichen und friedlich wer-

den lässt. Es gibt unterschiedliche Wege, den Ruhepol für unser Leben zu finden. GESINAS möchte etwas zu dieser Suche beitragen.

Viele Menschen unterstützen mich in dem Bemühen, die GESINAS-Idee zu verbreiten und haben mir auch geholfen, diesen Roman zu schreiben. Dafür bin ich ihnen sehr dankbar. Es sind sogar so viele, dass ich sie nicht alle aufzählen und mit Namen benennen kann, denn es besteht immer die Gefahr dabei, diejenigen zu übersehen, die sich nicht ins rechte Licht rücken können oder wollen. Darunter sind viele liebe Menschen, echte GESINAS, die mir geholfen haben, das Buch zu optimieren. Einige haben hinterfragt und korrigiert, andere haben mit mir diskutiert, ja sogar hart kritisiert. Wenn ich zurückblicke, waren noch weitere Personen beteiligt, die mich durch ihr Leben, durch ihr vorbildliches Handeln aber auch durch Konflikte, Krisen und Enttäuschungen derart beeinflusst haben, dass in mir Gefühle und Lebenserfahrungen entstanden sind, die für das Schreiben dieses Romans von großer Bedeutung waren.

Jeder Mensch besitzt Wissen und Erfahrungen, die anderen von Nutzen sein können. Wenn wir davon etwas an andere Menschen weitergeben, können wir ihnen ein Stück weit helfen, ein besseres Leben zu führen.

Es braucht nicht nur die Bereitschaft, sondern vielmehr auch die Gelegenheit und die Vernetzung, damit wir unser Wissen mit anderen Menschen bestmöglich teilen können. GESINAS als Idee breitet dazu die Arme aus und möchte euch einladen, an diesem Projekt teilzunehmen.

Euer *Bernard*,

einer von vielen GESINAS bernard@gesinas.net